P. O. Germ. 1106 9/7

Pustkuchen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Vierter Theil.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1827.

53

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Wir erinnern uns eines Mährchens von einem Manne, der so wunderbare Stiefel hatte, daß jeder Schritt ihn sieben volle Meilen weiter brachte. Mit der unbedeutendsten Bewegung veränderte er seine Umgebungen so gänzlich, daß bis an den Horizont hin nichts von dem vorher Gesehenen und bekannt Gewordenen zu bemerken blieb. Ueberall trat er in die Mitte eines neuen Kreises, ohne jemals ihn von mehren Punkten, als von der Mitte aus betrachten zu

können. So durchwanderte er die Welt, kam in alle Länder zwischen beiden Polen, war an mehr Orten gewesen, als sonst ein Reisender von allen, die je gelebt haben, und konnte seine Wahrnehmungen und Erfahrungen doch weder bei sich, noch für Andere in einige Ordnung bringen. Denn ihm gebrach die Kenntniß der Verbindungswege und die mehrseitige Betrachtung derselben Gegenstände, zu welchen den übrigen Wanderern nur ihr kleiner Fortschritt verhilft. Um nicht unversehens in's Meer zu treten, mußte er sich immer von den Küstenbegränzungen fern halten und so, ohne den Zusammenhang und die Gränzen je wahrnehmen zu können, gelangte er nie zu einem klaren Bilde von der so fleißig durchkreuzten Welt.

Diesem wunderlichen Manne glich einigermaßen jener Anselmus, bei dem sich un=

sere Freunde Wilhelm Meister und Adelbert von Coucy seit mehreren Wochen aufhielten. Er hatte einen durch die buntesten Beschäftigungen vielfach geübten Verstand, er hatte seine angestrengte Aufmerksamkeit auf mehres gerichtet, als selbst Männer, die in dem Rufe stehen, daß sie Vielwisser seyen. Er konnte sich schnell in alle Lagen finden, die ihm noch ganz ungewohnt waren, er überblickte sie mit einem gesunden Auge und hatte die nächst vorhergehenden alsobald vergessen. Aber bei allem Reichthume seiner Erfahrungen und Kenntnisse war er doch unvermögend, sie zu ordnen. Von mehr als einer Seite lernte er nie das, was ihm vorlag, zu betrachten. Ehe der Zusammenhang und die Umgränzungen ihm die Vorstellung eines Ganzen geben konnten, bewegte ihn sein unwiderstehlicher Sinn weiter und jeder

Fortschritt führte ihn nicht etwa zu dem Nächsten, sondern in ein fremdes Gebiet, das mit dem kaum verlassenen gar nicht gränzte.

Einige Wochen lang hatte er mit Meistern die griechischen Dichter so fleißig durchgenommen, über ihre Vortrefflichkeit mit so warmem Antheil geredet und über manche Fragen, die seines Gastes Kunstsinne wichtig waren, so behülflich mitgedacht, so treffend sich geäußert, daß Wilhelm nicht umhin konnte, der ihm bekannten bunten Reihe seiner früheren Beschäftigungen zu vergessen und alles Mißtrauens sich zu entschlagen. Es schien ihm offenbar, daß dieser Mann wirklich in all seinen früheren Verhältnissen so wenig an dem rechten Platze gestanden habe, als er in der gegenwärtigen Lage sich zufrieden finden könne. Wie hätte er es

also weiter tadeln sollen, daß er sich herauswand, sobald die Unbequemlichkeit ihn zu drücken anfing? Zu einem Priester, der die Geheimnisse des hohen Alterthums verwahrt und erklärt, schien er ihm von der Natur berufen. Was anders konnte es bedeuten, wenn er schnell und unaufhaltsam in den Geist der besten Schriften einzudringen noch jetzt bemüht war?

Coucy, dem unser Freund diese Ueberzeugung äußerte, antwortete lächelnd: »Es war freilich für gewiß vorauszusehen, daß Sie sich eben so, wie Anfangs alle Andere, in ihm täuschen würden. Werden Sie ihm nur nicht abgeneigt, wenn Sie Ihren Irrthum wahrnehmen, so wie das bei den Meisten der Fall war.«

Die bedenkliche Ermahnung fand bald ihre Anwendbarkeit. Coucy erzählte beiläufig

auf der Wanderung nach einem entlegneren Bergwerke den beiden ihn begleitenden Freunden von dem Erfolge seiner Bemühungen. Mehrere geschickte Bergleute hatten sich bereit erklärt, gegen fest gemachte Bedingungen ihren Wohnort zu verändern. Da unter ihnen auch etliche waren, die den Uebrigen als Aufseher beigegeben werden und die Geschäfte leiten konnten, so ließ sich bereits annehmen, daß die erste Einleitung des umfassenden und wohlthätigen Entwurfes gesichert und begründet sey.

Anselm erkundigte sich nach den näheren Umständen mit einer Theilnahme, die Wilhelmen nur darum auffiel, weil sie sich nicht früher geäußert hatte. Sie war seinem Stande so ganz angemessen, daß man sie durchaus nicht mißbilligen konnte. Unser Freund, der in dem Gespräche nur bekannte,

und seinem Urtheil zu weit abstehende Gegenstände wiederholt fand, beschäftigte sich mit den Bergleuten, die ihnen von Zeit zu Zeit aufstießen, und erinnerte sich mit Neigung an frühere Tage, wo er die anziehende Treuherzigkeit derselben schon kennen lernte. Auf dem Rückwege trennte er sich von seinen Gefährten ganz, weil Anselm merken ließ, daß er mit dem Hauptmann gern allein sprechen möge. Er zeichnete eine wohl erhaltene Ruine, die von der Straße aus im lichtweißen Abendhimmel sich auf ihrer Bergkuppe ganz anmuthig darstellte. Die Zeichnung, die er dem Baron zu senden dachte, vertiefte ihn in liebliche Erinnerungen. Er arbeitete langsam, und kam erst im tiefen Dunkel seinen Gefährten nach.

Am andern Morgen entschuldigte sich Anselm, daß es ihm an Zeit gebreche, den

Sophokles mit seinem jungen Freunde vollends zu Ende zu lesen. Er hatte ein mineralogisches Buch vor sich liegen und las darin mit solchem Eifer, daß er kaum über dem Gespräch davon abzusehen vermochte. »Und Sie können der Griechen so leicht vergessen?« fragte Wilhelm unangenehm erstaunt. »Fühlen Sie denn gar keine Schwierigkeit dabei, wird Ihnen gar keine innerlich abmahnende Stimme bemerklich, indem Sie von dem schönen Sophokles zu diesem, wie es scheint, überaus trockenen Buche, von der Poesie zur Mineralogie übergehen?«

»Es wundert mich gar nicht,« versetzte Anselm mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln, »und ich verdenke es Ihnen nicht im geringsten, wenn Sie als ein junger Mann alles das trocken nennen, was Sie nicht näher kennen lernten. Wenn Sie älter ge-

worden, so möchten Sie vielleicht an diesem trockenen Buche eben so viel, ja noch mehr Geschmack finden, als am Sophokles. Da der große Haller Jüngling war, gefiel er sich in den Spielen der Poesie, welche von der Natur nur ein oberflächliches Bild zu geben versteht. In reifern Jahren nahm er die Sache ernster und bemühte sich, den Geheimnissen ihrer verborgenen Kräfte auf die Spur zu kommen.«

Während unser Freund noch vor Ueberraschung zu keiner Gegenrede sich sammeln konnte, fuhr jener fort, das Studium der Mineralogie mit den lebhaftesten Ausdrücken zu preisen und setzte dann hinzu: »Lassen Sie sich von einem Freunde rathen, der es mit Ihnen gut meint. Mit Ihrer ganzen Leidenschaft für die Kunst sind Sie auf einem Irrwege. Sie suchen das Leben im Spie-

gel zu erhaschen und wenden dem Wahren Ihren Rücken zu. Ich kann es an Ihrem Freunde nicht billigen, daß er Sie nicht längst darauf aufmerksam gemacht hat. Aber noch mehr befremdet es mich, daß Sie nicht ohne dem bloß durch sein Beispiel belehrt worden sind. Während Sie nichts thaten, als sich an den Personen des Aeschylus und Sophokles ergötzen, und damit etwas sehr Wichtiges zu beschaffen glaubten, hat er einen Plan begründet, der nicht bloß jetzt schon manches Familienschicksal zu verbessern und eine ganze Gegend mit neuen Erwerbsquellen zu bereichern verspricht, nein, dessen wohlthätige Folgen durch die Dauer sich ins Unermeßliche ausdehnen können. Hören Sie mich, geben Sie die Kunst auf! Wir haben der Sänger und Dichter genug, und an tüchtigen Menschen für die ergiebigsten Ge=

werke fehlt es dem Volke noch. Mit einem einzigen halben Jahre können Sie die Mineralogie, Geognosie, das Berg- und Hüttenwesen für den ersten Anfang hinreichend kennen lernen. Und Sie werden mir danken, wenn Sie nach einigen Jahren in einer regelmäßigen Thätigkeit sich glücklich finden.«

Meister konnte seinen Verdruß über diese seltsamen Reden nicht bergen. »Ich gestehe,« sagte er, »daß ich diese Empfehlung des Berg- und Hüttenwesens von Ihnen am wenigsten erwartet, diese Verachtung der Kunst gerade von Ihnen nicht gefürchtet hätte. Denn, fanden wir Sie nicht über einer Lebensbeschreibung des Plato? Und war es nicht eben so sehr Ihr als mein Wunsch, die trefflichsten unter den Griechen gemeinschaftlich zu lesen?«

»Wenn ich Sie in den Irrthum hineingezogen habe, oder auch Ihnen hineingefolgt bin, so thue ich das meine, da ich denselben auch Ihnen als Irrthum bemerklich mache. Wollen Sie sich aber nicht überzeugen lassen, so ist Ihnen nicht zu helfen und ich habe wenigstens als Freund meine Schuldigkeit gethan. Vielleicht, daß einmal die Zeit das leistet, was ich nicht vermochte.«

Unser Freund erinnerte sich der Warnung Coucy's und erkannte sie jetzt für nur zu wohl gegründet. Er empfand den stärksten Unwillen über den Mann, welchen er zu voreilig für einen gleichgesinnten Freund gehalten und der jetzt so plötzlich und so unfreundlich von ihm weit wegtrat. Um nicht gegen ihn, als seinen Wirth, heftig zu werden, schwieg er gänzlich und ging hinaus.

Draußen fand er den Hauptmann im

Begriff, ein Pferd zu besteigen. »Wollen Sie mitreiten?« rief dieser ihm zu. »Sie haben Ihrem Pferde lange keine Bewegung gemacht und den Sophokles würden Sie heute wohl allein lesen müssen.«

Wilhelm nahm die Einladung an und konnte sich nicht enthalten, das Vorgefallene zu erzählen und seiner Unzufriedenheit in manchen unmuthigen Worten Luft zu machen. »Das ist seine bleibende Weise,« entgegnete Coucy, »und sie ist es eben, die ihn mit aller Welt entzweit. Sie hat auch alle die Züge seinem Gesichte eingedrückt, die wie Spuren eines tiefen Grames aussehen; denn seine Unglücksfälle, so hart sie immer waren, hat er sicher wenig empfunden. Seine Kraft, zu entsagen, geht so weit, daß er auch alle Bande der Liebe, der Gewohnheit und des geistigen Antheils ohne großen Kum-

mer sich lösen siehet. Ein Aufenthalt bei ihm von drei bis vier Wochen kann überaus angenehm seyn. Man darf immer voraussetzen, daß er sich leicht in die Beschäftigungen seiner Gäste fügt und sie durch seine lebhafte Theilnahme erleichtert. Nur bei ihm bleiben kann man so wenig, als man in dem besten Wirthshause für beständig wohnen mag. Wenn die Zeit seines Eifers zu Ende geht, so ist es am räthlichsten, sich zu entfernen. Nach einigen Jahren kann man dann etwa darauf zählen, in ihm wieder den vormaligen, theilnehmenden Gefährten zu finden. Die Beschäftigung muß dann nur etwas andern Anstrich haben.«

»Aber,« fuhr Wilhelm in seiner Anklage fort, »er begnügt sich nicht damit, daß er seine Liebhaberei selbst auf das sonderbarste wechselt, nein, er verlangt auch, daß man

ihm darin nachfolgen solle. Eben der Mann, der vor einigen Tagen mich über alle Gebühr lobte und mein Talent für die Kunst beneidete, der spricht heute im Tone eines weisen, väterlichen Erziehers, will meine Beschäftigungen nur als jugendlichen Irrthum gelten lassen und äußert das wunderlichste Bedauern darüber, daß er mir ihn nicht nehmen könne.«

»Lassen Sie sich das nicht kränken,« sagte Coucy. »Er hat auch mich schon heute früh gebeten, meinen Einfluß auf Sie zu dem gleichen Zwecke zu benutzen. Damit Sie ihm wieder gut werden, gestehe ich Ihnen, als wir hierher kamen und ich mich der lebhaften Theilnahme an Ihrem Lesen und Forschen entzog, hat er mir die wohlmeinendsten und ernstesten Vorstellungen darüber gemacht, daß ich die so wichtige Bildung des Geistes

über meine bloß äußerlichen Geschäfte ganz zu vernachlässigen scheine und das sogar in der Gesellschaft eines jungen Mannes von Ihrem Kunstgefühle.«

Wilhelm mußte ungeachtet seines Mißmuthes lachen. »Übrigens,« fuhr sein Freund fort, »ist unser hiesiger Aufenthalt auch für Sie nicht vergeblich gewesen, und dafür sind Sie ihm immer auch Dank schuldig.« Er erzählte hierauf, wie Anselm ganz plötzlich den Gedanken aufgegriffen, auf den Gütern des Barons die bergmännischen Arbeiten in Aufsicht und so an dem Gelingen und an der Verdienstlichkeit des Planes Antheil zu nehmen.

»Und Sie könnten Ihre Entwürfe diesen unzuverlässigen Händen zur Ausführung anvertrauen?« rief Wilhelm. »Haben Sie

ihm denn nicht sogleich sein Ansuchen abgeschlagen?«

»Beides nicht,« erwiederte Coucy. »Ich zähle auf ihn höchstens für so lange, daß er die angeworbenen Familien an Ort und Stelle geleitet, den Baron mit seiner Lebhaftigkeit zu den nöthigsten Anordnungen treibt und das Geschäft in Gang bringt. Dann aber ist er sicher erschöpft und sucht sich etwas Anderes. Aber auch dann kann er dort noch immer von Nutzen seyn, während er hier, wie ich mich überzeugt habe, sein Amt auf die schädlichste Weise vernachlässigt. Ihm jetzt einreden zu wollen, wäre ganz vergebliche Mühe; wenn ich ihm seinen Entschluß geradezu zurückwiese, so führte er ihn nur desto gewisser aus und mit um so größerer Uebereilung.«

Da Wilhelm sich nicht überwinden konnte,

einem so unzuverlässigen Freunde und so unbilligen Beurtheiler mit dem ruhigen Gleichmuth zu begegnen, der doch nöthig war, so schlug ihm Coucy vor, daß er seine Reise allein fortsetzen möge. Er nannte ihm einen nahen Ort, wo sie sich wieder treffen wollten, wenn er selbst seine Geschäfte zum Schluß gebracht haben würde. Dieses war unserm Freunde ganz erwünscht und er wäre, ohne umzukehren, sogleich fortgeritten, wo er nur den Mantelsack bei sich gehabt hätte. Er wollte gleich zu Mittage Abschied nehmen und Coucy billigte es; denn von jetzt an, meinte dieser, seyen keine andern Gespräche, als Aufforderungen zum Studium der Mineralogie zu erwarten und je schneller sich Meister entferne, desto weniger Unangenehmes bekomme er zu hören und zu vergeben.

Zweites Kapitel.

Unser Freund ritt in der heitersten Stimmung die gebirgige Straße hinab. Er hatte die wunderliche Anmuthung, womit ihn Anselm noch frühmorgens beim Abschiede gequält, über den ersten Stunden vergessen, oder dachte doch nur zuweilen und dann mit der Gewißheit daran zurück, daß er sie nicht wieder zu hören fürchten dürfe. Weit lebendiger erinnerte er sich der Gegenden und der geliebten Menschen, welche Anselm bald sehen sollte. Er beneidete ihn darum und

fand ihn eines solchen Glückes unwürdig. Wäre es auf ihn angekommen, er hätte ihn gern zurückgehalten. Denn es mißfiel ihm, einen Mann dort zu wissen, der über ihn so unbillig urtheilte, und vielen Gewinn konnte er sich für seine Freunde auch nicht von ihm versprechen.

Aber diese Betrachtungen hinderten ihn nicht, sich dem Eindrucke der Gegenden, die er im heitersten Herbstwetter vor sich sah, mit frischem Gefühle zu überlassen. In dem Herbste liegt ein unbestimmtes Etwas, das uns an den Frühling nicht mit klaren Vorstellungen, sondern mit Gefühlen und Anregungen erinnert. Wilhelm empfand darin ein Wohlbehagen, wie er es nur in einer Zeit seines Lebens empfunden hatte. Sein Herz war der Natur offen. Er vermochte selbst an die Verwickelung seines Schicksals

mit einer Ruhe zu denken, wie sie ihm sonst gefehlt hatte. Wie er an einem schattigen Orte abstieg und den Mantelsack öffnete, um im abwechselnden Genusse des Sophokles und der schönen Aussicht eine Stunde der Ruhe zu genießen, kam von einem Seitenwege aus dem Gebüsche ein Jäger, der denselben Platz sich aufgesucht hatte. Er zeigte einigen Verdruß, als er ihn besetzt fand, indeß heiterten sich seine Mienen bald auf, wie er den Fremden näher in's Auge faßte und mit ungezwungener Höflichkeit grüßend, nahm er ebenfalls Platz.

»Der Herr sind Gelehrter, wie es scheint,« hub er nach einer Weile an, indem er das zur Seite liegende Buch betrachtete. »Und doch ist mir's wunderlich, daß ich noch nie einen Gelehrten mit diesem frischen, offenen Wesen gefunden. Die meisten stellen

sich die Bücher vor die Welt, anstatt als Auslegungen bloß zur Seite.«

Wilhelmen war es, als ob er den Fremden schon irgendwo gesehen habe. Das Freie, man könnte fast sagen Herrschende in Anstand und Rede, das Feste in dem Blicke der Augen, und einige Leidenschaftlichkeit in den übrigens nicht unangenehmen Gesichtszügen erinnerten ihn an eine frühere Zeit. Aber er vermochte nicht in's Klare zu kommen. Um sich zu nähern, antwortete er auf die geäußerte Vermuthung umständlich und nannte seinen Namen.

»Von Meister?« fragte der Fremde.

»Bloß Meister,« versetzte Wilhelm etwas kälter. »Ich reise,« fügte er bei, »mit meinem Freunde, dem Hauptmann von Coucy, und habe nur jetzt für einige Tage mich von ihm geschieden.«

»Adelbert von Coucy?« sagte jener lebhaft. »Ist er in der Nähe?« — »Beides, ja,« antwortete unser Freund, dem diese kecken Fragen nicht gefielen. Er nahm sein Buch in die Hand, um anzudeuten, daß er zu schweigen denke und sann nach, wo ihm der Fremde möge begegnet seyn. Fragen mochte er nicht, um sich nicht vielleicht einen unangenehmen Reisegefährten aufzuladen.

Aber dieser hatte größere Neigung, das Gespräch fortzusetzen. Er gab auf einer Pfeife ein Zeichen, und bald kam ein stattlich gekleideter Mann auf dem Waldwege mit einem Jünglinge, der eine gefüllte Waidtasche trug und sie auf den Rasen niederlegte. »Bis über eine Stunde,« sagte jener, und die Andern entfernten sich ehrerbietig. »Sie sind mein Gast,« sagte er zu unserm Freunde, indem er einige Flaschen herauszog

nebst Wildpret. »Nehmen Sie die gerade Weise eines Jägers nicht übel, legen Sie das Buch zur Seite und thun Sie mir Bescheid. Sie werden schon wissen, daß die offenen Fragen nicht die schlimmsten sind.«

Wilhelm that freundlich Bescheid und fand den Wein trefflich. Er ließ sich wieder in das Gespräch ein und der Fremde nahm sich in Acht, daß er es nicht wieder störte. Durch fleißiges Zutrinken und leichtes Eingehen in verschiedenfache Gegenstände, entfernte er bald von unserm Freunde das Mißtrauen. Dieser, von Natur mittheilsam, wie wir ihn kennen, kam von selbst auf das, was er der ersten Frage nicht hatte eröffnen mögen, und, ohne weiter darauf zu achten, wie der Andere das Gespräch geflissentlich lenkte, erzählte er von seinem Gefährten, was er wußte.

»Sie haben Recht,« sagte der Unbekannte, »Ihr Freund gehört zu den Wenigen, die durch reiche und helle Einsicht, wie durch Kraft und besonnenen Willen in allen Umgebungen, ohne es zu suchen, Mittelpunkt werden. Seine vordringende Klarheit ordnet ihm Alles unter, zwingt Alles, sich nach ihm zu richten, ohne daß er's zu fordern brauchte und auch, wo keine äußere Berechtigung für ihn da ist. Darum ist's ihm auch so unbegreiflich leicht, überall derselbe zu bleiben. Denn überall findet er sein Wissen einfach und ausreichend, überall Jeden bereit, ihn als das Haupt zu ehren. Wenn Sie ihn in seiner kriegerischen Wirksamkeit gekannt haben, so werden Sie, das weiß ich gewiß, ihn doch für denselben erkennen, wenn er jetzt Bergleute anwirbt oder sonst die Güter verwaltete. Bei hundert

Andern würde man sich in eine so verschiedenartige Rolle kaum finden können; bei ihm dagegen fällt sie kaum auf.«

Wilhelm freute sich, seinen Freund auf solche Weise anerkennen zu hören. Er stimmte in Alles von Herzen ein und verbreitete sich mit Wohlgefallen über manche Einzelheiten. »Sie sehen,« schloß er, »daß ich Ihnen über meinen Gefährten von Herzen gern Auskunft gegeben, sobald ich erfahren, daß Sie zu Ihren Fragen Recht hatten. Ohne Sie zu kennen, wenn mir gleich vorkommt, als ob ich Sie heute nicht zuerst sähe, fühle ich mich doch zu Ihnen bloß deshalb hingezogen, weil Sie sein Freund sind.«

»Meine Anerkennung war bloß abgedrungen,« versetzte der Unbekannte. »Statt, wie Sie voraussetzen, sein Freund zu seyn, könnte man mich wohl mit mehr Grunde

einen seiner schlimmsten Feinde nennen. Und ich denke, so würde er mich selbst betrachten, wenn er mich unvermuthet hier fände.«

»Mein Herr,« sagte Meister, »entweder ist Ihr Scherz sehr schwer als solcher zu erkennen und also unpassend, oder Sie hatten kein Recht, mich als Unbekannter zu Mittheilungen über meinen Freund zu veranlassen, die ich Keinem gemacht haben würde, der sich selbst seinen Feind nennt. Aber Sie werden die Verpflichtung fühlen, mir Ihren Namen und Wohnort zu sagen, damit ich meinem Freunde mit dem Geständnisse meiner Übereilung auch die Anzeige machen könne, wer Sie sind und wo er Sie, falls er's nöthig achtet, finde.«

Der Fremde maß den Sprechenden mit einem aufmerksamen Blick und schien eine kurze Zeit unschlüssig. Dann sagte er: »Die

Nennung meines Namens würde für uns Beide Unbequemlichkeiten haben. Um Sie aber einigermaßen zufrieden zu stellen, will ich Ihnen einiges von Ihrem Freunde mittheilen, das Ihnen noch nicht bekannt scheint.«

»Ihr Freund hatte den Grad eines Hauptmannes, als er in die Dienste unsers Landes trat. Man hatte ihn dazu eingeladen, weil man dem Prinzen, welcher das Heer befehligte, keinen einsichtsvolleren Offizier zur Seite zu geben wußte. Er gewann bald über diesen dieselbe stille Gewalt, die wir Beide ihm zugestanden haben, und das will für diesen Fall viel sagen, weil man unsern Prinzen als einen lebhaften, geistreichen, leidenschaftlichen Charakter allgemein bezeichnen hört. Der Krieg, welcher damals geführt wurde, hatte durch einige Übereilungen auf unserer Seite und durch

die Unordnungen in dem Heere unserer Verbündeten eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen. Wir waren nicht geschlagen, aber unsere Operationsplane waren in Verwirrung, es fehlte an gegenseitigem Zutrauen zwischen beiden Heeren, und die Reibungen zwischen dem Militair unserer Bundesgenossen und dem unsern, hinderten jede zweckmäßige Aufstellung der gesammten Macht. Ich bin Ihrem Freunde das Zeugniß schuldig, daß seine Thätigkeit dieser gefahrvollen Lage am meisten abhalf. Er wußte einen neuen, festeren Vertrag zu Bestand zu bringen, und überall die einzelnen Heeresabtheilungen so zu ordnen, daß die Anlässe zum Mißvergnügen seltener wurden, ohne die ganze Linie dem Feinde gegenüber zu schwächen. Dabei gebrauchte er überall keines andern Einflusses, als den ihm seine Einsicht

und die Freundschaft der würdigsten Staatsoffiziere ganz ungesucht gab.«

»Sie sind kein Kriegsmann und ich übergehe also die näheren Umstände. In Kurzem war die ganze Macht anders aufgestellt, ohne daß dem Feinde möglich gewesen wäre, uns zu hindern oder einen scheinbaren Vortheil zu gewinnen. Vielmehr mußte er sich zurückziehen, wenn er sich selbst anders ordnen wollte, und wir benutzten dieses mit so vielem Glück, daß wir ihm einige gute Positionen vorbei, und über mehrere ansehnliche, mit Mundvorrath noch wohl versehene Provinzen hinausdrängten. Unsere Gegner hatten sehr brave Führer, die es wohl einsahen, daß der Flügel, welchen unsere Macht bildete, zwar an Zahl der schwächere, aber dabei am meisten zu fürchten sey. Sie warfen uns ihre besten Truppen entgegen und wir,

um uns auszuruhen und unsern Bundesgenossen Zeit zu geben, die Linie zu ergänzen, bezogen eine vortheilhafte Stellung, in der wir den Feind festhielten, ohne von ihm zu fürchten zu haben. Indeß hatten unsere Bundesgenossen Luft bekommen. Sie drangen vor und die Eifersucht gegen uns führte sie weiter, als es der Verabredung gemäß war. Die leichten Erfolge machten sie von neuem übermüthig, sie glaubten unsers Rathes nicht mehr zu bedürfen, und nahmen sich heraus, uns einen Plan zuzustellen, nicht zur Prüfung, sondern zur blinden Nachfolge, die uns durchaus verderblich gewesen wäre. Wir weigerten uns natürlich der Annahme, und Sie werden es dem Prinzen nicht verargen, wenn er über solche Anmaßungen erbittert wurde. Es wurden heftige Entgeg-

nungen gewechselt und der Vertrag war nahe am Bruche.«

»Indeß hatte der Feind sich ihnen gegenüber verstärkt und hielt sie gerade zu einer Zeit und in einer Lage fest, wo es ihnen an allem Nöthigen fehlte, und zwischen einer bedenklichen Schlacht und einem noch gefährlicheren Rückzuge die Wahl blieb. Jetzt bekamen wir einen Eilboten nach dem andern, um uns an die Bedingungen des Bundes zu erinnern und eine Hülfsmacht zu begehren. Der Prinz wollte den Übermüthigen ihren Trotz entgelten lassen und weigerte sich; alle Stimmen seines Stabes waren mit ihm gleicher Meinung und erklärten, daß das Heer für den Augenblick nicht so bedenklich geschwächt werden dürfe. Bloß Ihr Freund drang auf die genaue Erfüllung des Vertrags. Er erwies es, was wir freilich nicht

läugnen konnten, daß das Heer die bedungene Hülfe wohl senden könne, und daß im Weigerungsfalle nicht bloß die erklärteste Niederlage des andern Flügels, sondern auch eine völlige Entblößung unserer Seite erfolgen werde. Die letztere Erwägung entschied. Er, der damals der oberste Befehlshaber der berittenen Heeresabtheilung war, übernahm es, die Sendung auszuführen. Er vollzog es mit solcher Schnelligkeit, daß er sich an der Seite des Feindes festsetzte, gerade als man auf beiden Linien die Schlacht geordnet hatte.«

»Der Prinz sendete Ihrem Freunde die gemessensten Befehle nach, die Truppen nicht eher zu verwenden, als bis die völlige Niederlage unserer Verbündeten entschieden sey, und sich bloß mit der Deckung unserer Seite zu begnügen. Der Feind mußte durch Kund-

schafter davon gehört haben, und warf sich mit gesammter Kraft auf unsere Verbündeten, indem er unser Geschwader bloß beobachtete. Es ist ganz entschieden, daß er den erklärtesten Sieg würde davon getragen haben, den wir ihm jedoch gleich darauf zu entreißen hofften, wenn des Prinzen Befehl wäre befolgt worden. Aber Ihr Freund erklärte zur Antwort, daß er seine Schuldigkeit thun müsse, und dem Prinzen dieses Mal nicht gehorchen könne. Gerade wie der Feind die Mitte der Linie bei seinen Gegnern durchbrach, zog Coucy den nächsten Flügel an sich, warf die feindliche Reiterei auf ihr eigenes Fußvolk zurück und trieb das ganze Heer, ehe es sich in seiner Linie verändern konnte, dem rechten Flügel unserer Verbündeten entgegen, der noch gar nicht in Thätigkeit gekommen war. Die Niederlage

des Feindes war so entscheidend, daß er alles Geschütz im Stiche ließ. Es fiel in die Hände unserer Bundesgenossen, und so schien die Ehre des Tages ihr zu seyn.«

»Unser Prinz war außer sich, als er die Nachricht bekam, und alle Glieder seines Stabes theilten oder vergrößerten seinen Verdruß. Man hatte für gewiß gerechnet, daß man in den nächsten Tagen die entgegenstehende Macht werfen, und so den Feind in der vollen Trunkenheit des Sieges niederbeugen werde. Nun war diese glänzende Aussicht verschwunden. Die Gegner zogen sich zurück, ohne eine Schlacht anzunehmen und die Unterhandlungen brachten den Frieden, ohne einer einzigen Waffenthat von Bedeutung Raum übrig zu lassen. Sie werden begreifen, wie eigner Verdruß und das Anschüren des Neides den Prinzen bewegen

konnte, seine Freundschaft gegen Ihren Gefährten ganz zu vergessen. Es kam zu heftigen Erklärungen, Coucy legte seine Stelle nieder. Und ich höre von Ihnen, daß er keinen andern Grad geltend macht, als den er vor dem Übertritt in unser Heer schon besaß.«

Wilhelm hatte mit großem Antheil diesen Erzählungen zugehört. Jetzt aber sagte er mit Lebhaftigkeit: »Mein Freund hat Recht daran gethan, daß er alles, was ihn an eine solche beispiellose Undankbarkeit erinnern konnte, von sich entfernte. Er bedurfte dessen nicht und wird den Abschied gewiß nicht so tief empfunden haben, wie die Unwürdigen. Sagen Sie selbst, mein Herr, ist es nicht demüthigend für die Menschheit, daß sie ihre Wohlthäter so belohnt? Aber, ich erinnere mich, Sie nannten sich selbst

seinen Feind. Vielleicht waren auch Sie einer von denen, welchen seine Größe mißfiel, welche, von einem kleinlichen Neide getrieben, die Eifersucht des Prinzen benutzten, um den zu entfernen, der sie beschämte.«

Der Unbekannte heftete mit einem zornigen Erröthen sein Auge fest auf unsern Freund. »Ja,« sagte dieser, »ich wiederhole es, ich halte Sie nach Ihren eigenen Aussagen für einen jener Stabsoffiziere, die meinen Freund haßten, weil sie ihn nicht zu begreifen verstanden. Und auch Ihre Weigerung, sich mir zu nennen, kann ich nur als eine Scheu beurtheilen, meinem Freunde gegenüber zu treten.«

»Junger Mann,« sagte der Fremde lebhaft, »Sie machen mir's schwer, gelassen zu bleiben. Aber,« setzte er nach einer Pause hinzu, »ich will Ihnen die Übereilung ver-

geben. Sie haben gehört, daß ich Ihren Freund nicht verkenne und ich gestehe sogar, daß ich des Prinzen Verfahren gegenwärtig mißbillige, wenn ich gleich damals es unterstützte.«

»Und wie konnten Sie das?« fragte Wilhelm. »Wie konnten Sie, dem es nicht an Einsicht fehlt, meines Gefährten Verdienste zu beurtheilen, die Leidenschaftlichkeit so über sich herrschen lassen, daß Sie in die offenbarste Ungerechtigkeit willigten?« — »Sagen Sie mir,« fragte der Fremde dagegen, »wie kann irgend ein Mensch sich irgend etwas erlauben, das er für Unrecht halten muß, sobald er es an Andern bemerkt, und bloß ruhig urtheilt? Dann will ich Ihnen antworten. Ich hielt mich persönlich von ihm beleidigt, und wenn ich gleich nachher bei kälterer Überlegung mein Unrecht erkannte,

so fehlte mir's doch damals an aller Unbefangenheit. Jetzt habe ich längst aufgehört, sein Feind zu seyn und wenn er nicht der meinige ist, so möchte ich meinen Einfluß bei unserm Prinzen oder dem jetzigen Fürsten benutzen, um der Armee einen Feldherrn wieder zu schenken, den sie, wie es scheint, in Kurzem nöthiger als jemals gebraucht. Ich würde selbst Ihre Mitwirkung dazu mir ausbitten, wenn ich darf, und ich kann Sie versichern, daß man sich Ihnen dankbar erweisen würde.«

»Ich versichere Sie,« sagte Wilhelm, »daß mein Freund mir nie einen persönlichen Feind genannt hat. Sein Herz ist zu groß zum Hasse, und er ruht zu fest auf sich selbst, als daß er nicht den Raub äußerer Auszeichnungen bei aller Unbilligkeit gering achten sollte. Aber so wohlmeinend Ihre

Absicht mir erscheint, so gern ich meine früheren Vermuthungen zurücknehme, so wenig kann ich versprechen, Ihren Wunsch zu unterstützen. Meines Freundes Kränkung erscheint mir vielleicht größer, wie ihm selbst, darum vermag ich sie weniger noch zu vergessen, wie er.«

Während dieser Reden kamen die beiden Männer wieder zum Vorschein, welche sich vor einiger Zeit nach einem kurzen Aufenthalte entfernt hatten. Der Unbekannte stand auf, reichte Wilhelmen die Hand und sagte: »Es freuet mich, zu wissen, daß Sie in der Gegend verweilen werden. Sehr wahrscheinlich treffen wir uns noch wieder. Ich bitte Sie nur, alles Mißtrauen zu entfernen und gegen Ihren Freund so lange zu schweigen, bis wir uns nochmals gesprochen haben. Halten Sie sich überzeugt, daß ich

das Beste will, und um auch Ihre Neugier nach meinem Stande zur Ruhe zu weisen, so sehen Sie in mir den Hofmarschall unsers Fürsten.«

Wilhelm verneigte sich und ging zu seinem Pferde. »Ich glaube Ihr schönes Pferd zu kennen,« sagte der Fremde, »ja, es selbst einst besessen zu haben. Wenigstens schenkte ich einst ein ganz ähnliches dem Baron ***.«

»So ist es wirklich dasselbe,« versetzte unser Freund und wandte sich auf dem Sattel herum, weil neue Gedanken in ihm aufschossen und er das Gespräch wieder anzuknüpfen wünschte. Aber der Fremde war schon zu den Andern getreten und grüßte zum Abschiede mit der Hand. Sie verloren sich im Gebüsch.

Drittes Kapitel.

Meister setzte seine Reise nachdenklich fort. Wer der Fremde gewesen sey, in welchem Verhältniß er zu seinem Freunde gestanden haben möge, das beschäftigte ihn nicht lange. Er traute seiner Aussage über den Stand nicht völlig und argwöhnte eine Verstellung. Darum nahm er sich auch vor, seinem Freunde von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, damit derselbe sich vorsehen könne. Länger verweilte er mit seinen Gedanken bei Coucy. Es fiel ihm auf, daß er noch so

wenig von seinem früheren Leben wisse; er nahm sich vor, die nächsten Anlässe zu benutzen, um ihn darauf zu führen. Die Erzählung von seiner bedeutenden Wirksamkeit im Kriege und die Anerkennung eines Mannes, der sich seinen Feind nannte, entsprach zwar nur der Vorstellung, die er sich längst von seinem Gefährten gebildet hatte. Aber diese Vorstellung bekam dadurch größere Lebhaftigkeit. So ganz Coucy in jeder Thätigkeit, worin er ihn beobachtete, an seinem Platze schien, so dachte er ihn doch am liebsten in der neuen Lage. Der Contrast zwischen dieser und der ruhigen Zurückgezogenheit, in welcher er ihn gefunden, war unserm Freunde um so anziehender, je reiner und schöner sich beide Gegensätze in einem Wesen verbanden.

»Ich begreife es,« sagte er zu sich selbst,

»warum diese Erscheinung mich so ungewöhnlich anzog; sie ist in ihrer Art die einzige, die ich kenne und nur in der Geschichte melden sich mir dunkle Erinnerungen. Ohne daß ich's wußte, wirkte die Bedeutung seines Lebens auf mich ein durch die gewöhnliche Form, in der es erschien. Wie kein Mensch einen der äußeren Sinne verliert, ohne daß sich die anderen schärfen, wie Niemand Güter einbüßt, ohne daß ihn die übriggebliebenen theurer werden, so gewinnen diejenigen in sich selbst das vergütet, was ihnen äußere Verluste rauben, wenn sie nur sich nicht mit diesen verloren geben. Alle Größe, die uns an seltenen Menschen zur Bewunderung hinreißt, ist durch solche freie Entsagung ihr Eigenthum geworden.«

Unser Freund hatte seit einiger Zeit jene Schwäche überwinden lernen, die in seinem

früheren Leben vorherrschte, jene Nachgiebigkeit gegen ein Herz, das im unbestimmten Bedürfniß nach einer Ausfüllung seiner Leere lechzte. Er fühlte es mit besonders lebhaftem Wohlgefallen, daß er den Sinn für das Große durch eigene verstärkte Festigkeit geschärft, und doch den Sinn für das Schöne nicht verloren habe.

In diesem wohlthuenden Gefühle, das er noch nie so deutlich genossen hatte, setzte er seine Reise fort, frei um sich her blickend, wie wenn er bloß auf die Gegenden achtete, und doch beschäftigt mit den lebendigsten Vorstellungen. Eben darum hatte er des Weges nicht genau Acht, sondern richtete sich nach einer Erscheinung, die aus der Tiefe herauf ihn anzog.

Hier breitete sich ein See gegen die sinkende Sonne aus, wie ein leuchtender Spie-

gel, eingefaßt von dem bunten Rahmen schattiger Waldhügel, grüner Wiesen, freier Felder und ländlicher, wie zierlicherer Wohnungen. Mitten in dem glänzenden Wiederscheine schaukelte ein Kahn, und Wilhelm glaubte darin ein reizend gekleidetes junges Mädchen zu erkennen. Einen deutlichen Blick verhinderte die Blendung der Wasserfläche. Aber gerade diese lichte Unbestimmtheit gab dem Bilde einen Zauber eigener Art und bloß, um klarer zu sehen, richtete er seinen Weg gerade auf die Erscheinung zu.

Er war von der Straße abgekommen, ohne es zu beachten und wurde erst eigentlich darauf aufmerksam, wie ihn die Aussicht hinter einem Gebüsch, an das er traf, verschwand. Er folgte indeß der genommenen Richtung, da die Absenkung nur leicht war

und gelangte längs eines Baches, der eine schmale Waldwiese bewässerte, an das Ufer.

Der Nachen war indeß auch herangeschwommen und Wilhelm fand darin, wie er schon aus der Ferne zu erkennen geglaubt hatte, ein junges Mädchen, die in seiner Mitte stehend eine Zither im Arm hielt und freie Accorde griff. Das von gescheitelten Locken umkräuselte schelmische Antlitz sagte ihm, daß er wohl bemerkt werde. Sie suchte es aber auch nicht zu verheimlichen. Denn, nachdem sie sich eine Weile geschaukelt hatte, richtete sie die freundlich blitzenden Augen auf ihn und sagte nahe herbei rudernd:

»Ich habe Sie schon gesehen, wie Sie noch oben auf der Anhöhe ritten und bin hierher gekommen, weil Sie Ihre Richtung hierher nahmen. Wissen Sie auch, daß Sie übel berathen wären, wenn Sie zu Pferde

um den See machen sollten, da Sie die Wege nicht kennen? Aber ich will Sie mit mir in den Kahn nehmen und Sie selbst fahren. Ich dachte erst zu Fuß zurück zu gehen. Aber nun kann der Alte dort Ihr Pferd nach Hause reiten.«

Sie rief einem Diener, der am Ufer hergeschritten kam, daß er dem Fremden das Pferd abnehme und lud unsern Freund mit der reizendsten Unbefangenheit in den Kahn, wobei sie ihm selbst die Hand reichte. Dann griff sie die Ruderstange, stieß vom Ufer mit Kraft, ruderte eine Weile und ließ darauf den Nachen gleiten. Sie setzte sich an den einen Rand und hieß unsern Freund sich gegenüber setzen, damit das Gleichgewicht bleibe. Darauf sang sie mit heller, jugendlich voller Stimme:

Der Sommer will zu Ende geh'n,
das Korn ist eingethan:
da fährt ein Mägdlein über'n See
zum grünen Thal hinan.
Der Himmel ist so hell und klar,
die Flut so klar und kühl,
doch ist's vor Liebessehnen ihr
im Herzen eng und schwül.

Wohl ohne Liebe, sang sie hell,
es plätscherte die Flut,
gibt Lebens-Lust und Lebens-Scherz
dem Herzen nimmer Muth.
Fast sechzehnjährig ich nunmehr,
ein schönes Mägdlein bin:
wie schwand mir denn so mancher Mond
fern von der Liebe hin?

Sie fuhr, sie sang; da trieb ihr zu
auf blauer See ein Kahn,
d'raus grüßt ein schöner Jüngling sie,
sah sie von Herzen an:
der schöne Schiffer, schlank und kühn,
besing ihr Herz und Sinn.

Sie schwieg und hielt, er hielt und schwieg
und blickte auf sie hin.

Ob er auch schiffe hin und her,
sich Liebe zu erspäh'n,
ihm däucht, er werde nimmermehr
ein süßer Mägdlein seh'n;
Denn schlank ihr Leib und goldengelb
ihr Ringellocken-Haar,
die Brust von frischer Jugend voll
und blau ihr Auge war.

Er sang ihr zu, er warb um sie
mit Worten hold und fein;
Er bat so süß, er sah so warm,
da willigte sie ein.
Denn welches Herz die Liebe quält,
macht Liebe nur gesund
und wem des Lebens Schönstes fehlt,
das bleibt wohl immer wund.

Am Ufer gegen Aufgang liegt
ein grünes tiefes Thal;
sie schiffen bei einander hin,
nun ledig aller Qual.

Er blickt auf sie, sie blickt auf ihn,
er singt, sie thut's ihm nach:
bald tauschen sie den ersten Kuß
im hohen Grün am Bach.

Wilhelm hatte über diesem Liedchen Zeit, an das Wunderliche seiner Lage zu denken; aber so gut er sie begriff, so wußte er doch nicht zu ersinnen, wie er sich benehmen solle, wenn er bei ganz fremden Menschen gegen Abend in Gesellschaft der Tochter eintreffe. Das schelmisch-schöne Antlitz, das ihn unverwandt ansah, außer zuweilen, wo es sich seitwärts wandte, um sich der Verse zu erinnern, machte ihm die Überlegung schwer, und der Gesang schien so ganz auf die jetzige Fahrt gemacht, daß er ihn auch verfolgen mußte. Am wunderlichsten war es ihm, daß in des Mädchens Zügen wohl Unbefangenheit und Unbesonnenheit, aber auch Klugheit und

wohl Freundlichkeit, aber auch nicht der entfernteste Anstrich von Lüsternheit oder Koketterie lag.

»Habe ich gut gesungen?« fragte sie lächelnd.

»Vortrefflich,« sagte er; »Sie könnten mich bis in die Nacht damit zum Hören reizen.«

»Nein,« sagte sie, »das wäre zu arg. Erzählen Sie mir jetzt. Seit wann kennen Sie uns denn? Ich kann mich nicht erinnern, Sie jemals gesehen zu haben.«

»Sie müssen es übernehmen,« antwortete unser Freund, »mich bei den Ihrigen zu entschuldigen, daß ich Ihrer Einladung folgte; denn ich komme als ein völlig Fremder und hoffe bloß, daß eine Familie mich gastlich für eine Stunde aufnehme, deren Tochter mich in ihren Kreis führt.«

»Da wird der Vater schmälen,« sagte sie, »denn er ist wunderlich. Aber wer war denn der Offizier, der auf der Anhöhe hinter Ihnen ritt, den meine ich doch zu kennen. Er folgte Ihnen in einiger Entfernung, und hielt oben, bis Sie sich in dem Gebüsche verloren. Ich glaubte, er wolle auch kommen und war schon meines kleinen Kahnes wegen besorgt, aber er ritt zurück.«

Unser Freund erklärte, daß er von diesem Manne nichts bemerkt, weil er sich nicht umgesehen. Er erschrak, weil er sich diese Beobachtung mit den Äußerungen des Fremden in Verbindung dachte und wußte nicht, wie er eine bestimmte Vorstellung gewinnen sollte. Auf jeden Fall wollte er seinen Aufenthalt zu verkürzen suchen.

»Sie scheinen im Nachdenken,« unterbrach ihn das Mädchen. »Aber machen Sie

sich keine Sorge um mich; es ist des Vaters Art nur, mich zu schelten; wenn Sie mir nur gut bleiben, so bin ich jenes schon gewohnt. Nur müssen Sie mir versprechen, einige Tage bei uns zu bleiben, den Tag über mein Gesellschafter zu seyn und Abends meinem Vater zu erzählen.«

Wilhelm entschuldigte sich mit Umständen, die ihn zur Eile nöthigten. »Drei Tage nur,« bat sie. »Wenn's mir möglich wäre, noch viel mehr,« sagte er, »aber ich muß durchaus weiter.« — »Nur zwei denn,« versetzte sie. — »Sie bringen mich in Verlegenheit, daß ich einer so anmuthigen Bitte etwas versagen soll.« — »Also zwei Tage?« — »Es ist wahrlich nicht einzurichten.« — »Auch nicht einen?« — »Ich muß diesen Abend noch fort.«

»Das ist doch arg,« sagte sie. »Ich

schiffe Sie aber nicht eher aus, als bis Sie mir einen Tag zugesagt haben. Sehen Sie, dort steht mein Vater schon am Ufer. Er hat uns kommen sehen. Und Ihr Pferd trabt auch schon in den Hof. Geschwind sagen Sie mir einen Tag zu, so rudere ich an's Land, ohne das gewiß nicht, nein, gewiß nicht.«

Wilhelm bat, aber sie fing an, den Kahn in die Runde zu treiben und allerlei Figuren zu machen. Er war verlegen, weil er einen alten, wie es schien, würdigen Mann in ihrem Vater erkannte, dem der Diener, welcher das Pferd herbeigeritten hatte, das Abentheuer zu erzählen schien. Er sah, wie der Alte den Kopf schüttelte, und empfand eine große Verlegenheit, daß er sich vor seinen Augen von der Tochter die Kreuz und Quer herumfahren lassen

mußte. Aber all sein Bitten war fruchtlos. Er konnte sich nicht enthalten, endlich bei allem Unmuth über seine komische Figur selbst zu lachen und bequemte sich endlich, das verlangte Versprechen zu geben, wenn der Vater es gern sehen würde. Sie forderte seine Hand darauf und er mußte sie geben, so unwillkommene Zeugen er dabei hatte. Jetzt stach sie mit dem Ruder kräftig zu und trieb es an's Ufer.

Sie sprang mit einem Satze an's Land, ließ sich die Zither reichen und streckte Wilhelmen nun auch die Hand entgegen, um ihn herauszuhelfen. Er sann auf eine passende Anrede, aber der Alte brachte ihn durch sein Lächeln, und seine Schifferin durch ihre Worte in Verlegenheit. »Sieh, Väterchen,« sagte sie, »wen ich Dir bringe. Er ist noch nie bei uns gewesen und hat

mir versprochen, wenigstens einen Tag bei uns zu bleiben. Wie viel kann er Dir da erzählen; Du wirst mir's sicherlich danken.«

Der Vater hub an, die Tochter zu schelten. Sie hörte es ganz gelassen an. Als er aber forderte, sie solle den Herrn um Verzeihung bitten wegen ihrer Unart, sagte sie lebhaft: »Nein. Er hätte ohne mein Fahren den holperigen Weg reiten müssen; warum kam er an den Ort, wo keine Straße war?«

»Sie bedürfen keiner Entschuldigung,« sagte der Vater zu Wilhelm, welcher das Wort nehmen wollte. »Sie sind in die Hände meiner Wilden gefallen und glauben Sie mir, ich weiß es länger, als irgend Einer, was das zu bedeuten habe. Wenn Ihre Geschäfte Sie nicht zur Eile nöthigen, so verweilen Sie bei uns, damit ich Gele-

genheit habe, die üble Vorstellung, welche Sie von uns gefaßt haben müssen, zu verbessern.«

Meister erzählte, daß er seiner liebenswürdigen Schifferin schon das Versprechen habe geben müssen, bis auf den nächsten Tag zu verziehen, und daß es ihn freue, es nach einer so freundlich wiederholten Einladung erfüllen zu können.

»Ich habe es wohl gesehen, wie die Unartige Sie noch erst eben umherkreuzen ließ. Da hat sie Ihnen vermuthlich die Zusage abgedrungen. Ein solches Versprechen kann Sie nicht binden. Aber Sie sagen, daß Sie gern bleiben und das ist schön.«

Er führte jetzt unsern Freund dem Haupthause zu, welches alt, aber wohl erhalten, burgähnlich zwischen mehren wirthschaftlichen Nebengebäuden lag. Während

er berichtete, daß er mit zwei Töchtern allein lebe, seit er nach dem Tode seiner Frau — sie starb bald nach der Geburt der jüngsten — sich hierher zurückgezogen, hängte sich das Mädchen an unsers Freundes Arm und flüsterte ihm zu: »Fangen Sie gleich heut Abend an zu erzählen, damit Sie morgen mit mir zusammen seyn können.«

Viertes Capitel.

Unser Freund suchte noch am selben Abend Gelegenheit, den Herrn des Hauses über das zu befragen, was ihn einigermaßen besorgt machte. Er erzählte ihm den Vorfall mit dem Fremden und daß seine Tochter bemerkt haben wolle, wie ein Offizier ihm von ferne nachgefolgt sey.

»Seyn Sie unbekümmert,« sagte der Hausherr beruhigend; »vor Gewaltschritten der Obrigkeit sind Sie hier zu Lande sicher, gegen alle andere schützt Sie mein Haus.

Es sieht sich freilich etwas alt und wüst an und wer's nicht gewohnt ist, dem mögen die langen, finstern Gänge recht unheimlich dünken. Mir ist Alles so bequem und lieb, daß ich hier weit lieber mich aufhalte, als auf einem andern Gute, das mir zugehört. Nicht einmal diesen großen Saal mag ich theilen oder diesen Kamin, an dem wir sizzen, zumauern und durch Öfen ersetzen lassen. Es hängen zu viele frohe und traurige Erinnerungen damit zusammen und selbst die traurigen werden uns um desto lieber, je mehr man altert. Was haben wir für Unterhaltung, als unsere Erinnerungen, es sey denn, daß ein Gast zuspricht, um uns die seinigen auszutauschen?«

Die Tochter hatte sich indeß mit dem Arm auf den großen Tisch gelehnt und war eingeschlafen. Wilhelm betrachtete sie mit

Wärme. Sie erschien in der Nachlässigkeit wie ein Kind, und das heiße Lockenköpfchen auf dem blendenden Arme hatte bei den geschlossenen Augen einen noch schöneren Ausdruck.

»Sie werden die Freude an Ihren Kindern nicht vergessen wollen,« sagte er. »Ich kann mir das Vergnügen nicht groß genug denken, Vater einer solchen Tochter zu seyn.«

»Es ist so außerordentlich groß nicht,« versicherte jener, »wenigstens nicht ohne große Sorgen mitzubringen. Sie können sich von ihrer Wildheit gar keine Vorstellung machen, ob Sie gleich eine Probe davon schon erfahren haben. Den ganzen Tag schwärmt sie umher und läßt mich in der Angst. Denn ich alter Mann kann sie doch nicht hüten und auch nicht in dem öden Hause halten. Alle meine Leute aber, so treu sie mir seyn

mögen, sehen sich wohl vor, mir wider sie zu helfen. Sie hat sie alle im Garn und meist erfahre ich nicht einmal von dem, was sie angibt. Zwar fehlt's ihr nicht an Geschick, sich zu helfen und sie kommt aus den meisten Gefahren ganz gut davon. Aber doch ist sie schon öfter in Lebensgefahr gewesen und ich muß immer fürchten, sie zu verlieren. Denn wenn sie gleich die meisten Abende, so wie jetzt, einschläft, so ist sie mir doch die liebste Gesellschafterin und im Ganzen auch ein gutes Kind.«

»Das ist sie gewiß,« sagte unser Freund. »Sehen Sie diese sorgenfreien Züge voll jugendlichen Muthes und voll Schuldlosigkeit, sie können ihr nichts Böses nachsagen.«

»Ei nein,« versetzte der Vater. »Es thut mir schon im Voraus wehe, daß ich sie mit nächstem von mir lassen soll. Ich werde

dann in meiner Einsamkeit selbst die tägliche Angst um sie mir zurückwünschen, weil sie mir die Freude machte, sie gesund wieder zu haben. Und doch muß es seyn, ja, es hätte schon früher seyn müssen. Sie hat aufgehört, als Kind zu gelten und in ihrer Einsamkeit lernt sie doch nicht, als erwachsenes Mädchen sich benehmen. Es ist nicht anders, ich muß mich entschließen; wenn ich nur sie missen könnte.«

»Ich glaubte verstanden zu haben, daß Sie zwei Töchter hätten,« sagte Wilhelm. »Eine ältere Schwester ist wohl nächst der Mutter die beste Erzieherin für das Leben und seine geselligen Ansprüche.«

»Leider,« sagte der Vater, »ist das hier nicht anwendbar. Es ist wahr, ich habe noch eine ältere Tochter, aber es wäre mir lieber, ich hätte nur diese. Wenn Sie die

Freude zu würdigen wissen, die einem Vater seine Kinder machen, so werden Sie auch leicht glauben, daß die Schmerzen über Kinder zu den bittersten gehören, die es geben mag. Ohne mir oder ihrer verstorbenen Mutter etwas Bedeutendes vorwerfen zu können, ohne daß sie selbst durch eigene Schuld uns gekränkt hätte, ist diese Tochter doch Ursache gewesen, daß ihren Eltern die schönsten Jahre verkümmert sind, Ursache an dem Tode ihrer Mutter und noch jetzt an mancher trüben Stunde ihres Vaters. Seit einigen Jahren ist sie tiefsinnig und von häufigem Weinen fast blind und gegenwärtig bei einem Arzte, der jedoch zur Herstellung ihres Gesichts wenig Hoffnung macht.«

Dem alten Manne schien es am Herzen zu liegen, seine Unglücksgeschichte von Neuem erzählen zu können, und unser Freund

nahm wegen der vorausgemeldeten Umstände Antheil daran.

»Wir hatten,« hub jener mit einem Seufzer an, »ein Mädchen im Hause, dem ich vor meiner Verheirathung zu viel nachgesehen hatte. Sie war nicht häßlich, in gewissem Sinne nicht ungebildet, aber in ihrer Denkart durchaus gemein. In den ersten Jahren meiner Ehe führte sie die Haushaltungsgeschäfte, wobei ihr denn ebenfalls manches nachgesehen wurde. Als sie aber in die Unterordnung gegen meine Frau sich nicht finden wollte und diese sie über bedeutenden Veruntreuungen ertappte, kam es dahin, daß sie aus dem Hause entfernt wurde. Ich that, was ich, ohne meine Frau zu kränken, thun konnte, um sie vor Mangel zu sichern. Dennoch zeigte sie nicht die mindeste Erkenntlichkeit, sondern ging mit

entsetzlichem Drohen aus dem Hause. — Wenige Tage darnach war unsere älteste Tochter verschwunden. Sie war damals etwa vier Jahre alt und ein reizendes Kind. Noch jetzt hat sie Spuren von der ihr angebornen Schönheit, aber damals war sie die Bewunderung aller, die sie sahen. Ich will Ihnen unser Entsetzen, unser Nachforschen, unsere Vermuthungen nicht zu malen suchen. Wir dachten wohl an die Haushälterin; aber der Raub eines Kindes erschien uns doch eine zu teuflische, auch zu unbequeme Rache. Es war uns glaublicher, daß unsere Kleine in den See gestürzt sey. Jahre lang erinnerten wir uns ihrer, so oft wir das Wasser oder ein schönes Kind sahen. Einige folgende Kinder starben früh und unser Schmerz blieb derselbe. Zuletzt kam jene da und wir hatten wenigstens den Trost,

den Vater- und Mutternamen wieder nennen zu hören, und nicht die Zeit, sondern das Heranwachsen unserer Tochter machte unsern Schmerz gelinder. Sie mag ihre Wildheit zum Theil wohl unserer zu nachsichtigen Liebe zur Last legen dürfen.«

»Es sind bald vier Jahre, als diese an einem gelinden Wintertage über den See fuhr nach einer Stelle, wo sie besonders gern ist. Wie sie aussteigt, kommt ein altes Weib mit einem kranken Frauenzimmer auf sie zu und sagt ihr, dieses sey ihre Schwester und sie solle dieselbe eilig zu ihren Eltern bringen. Das Weib will sich hierauf entfernen. Aber das Schreien unserer Emma zieht die Bedienten herbei, die wir ihr allezeit am Ufer folgen ließen. Diese setzen der Alten nach und brachten sie zugleich mit unserer Tochter hierher. Stellen

Sie sich vor, wie uns war, da wir unser Kind wiederfanden, zum Tode krank, abgezehrt vor Hunger und, ich muß es hinzusetzen, hoch schwanger. Indem ich in der Alten die weggelaufene Haushälterin erkannte, hätte ich sie im ersten Zorne in's Wasser geworfen, wenn nicht meine Frau mich gehindert hätte. Wir erfuhren von ihr, daß sie mit unserm Kinde sich in der Welt herumgetrieben. Als aber die Schwangerschaft gegen das Ende wegen der Krankheit bedenklich wurde, wollte das teuflische Weib sie verlassen und es bedurfte der flehentlichsten Bitten, daß sie sich entschloß, die Unglückliche nach ihren Eltern zurückzubringen.«

»Wir nahmen unser Kind mit dem Schmerz auf, den Sie natürlich finden werden, aber auch mit aller Liebe, die sie so lange entbehrt hatte. Die Niederkunft er-

folgte bald. Das Kind starb und nun zeigte sich ein unzweifelhafter Wahnsinn. Meine Frau unterlag den angreifenden Schmerzen; aber meine unglückliche Tochter schien von ihrem Tode nichts zu empfinden und verlangte nur nach ihrem Kinde, das doch Niemand bringen konnte. Endlich urtheilte ein Vetter von uns, daß sie vielleicht ein fremdes Kind für ihr eigenes ansehen werde, wenn es nur etwas ähnlich sey. Er brachte auch bald eines herbei. Wenn ich ihm nicht Unrecht thue, so war es eines von ihm selbst; denn der Knabe sah ihm auffallend ähnlich, nur daß des Kindes Augen braun waren. Sonst stimmte das blonde Haar, die freie Stirn, das kecke Auge, die Nase, kurz, Alles für die Vermuthung. Aber desto besser gefiel mir die Auskunft. Und sie schien zu glücken. Die Unglückliche hängte sich an

das Kind mit aller Leidenschaft, sie schien nur für dieses eine Wesen Sinn zu haben.«

»Aber das Schicksal hat sie nicht schonen wollen. Es ist etwas über zwei Jahre, als die Anstifterin des Unglücks Gelegenheit fand, aus ihrer Haft zu entkommen und am selben Tage war auch das Kind verschwunden. Meine Nachforschungen waren ganz vergebens. Meine arme Tochter fiel in tiefere Schwermuth zurück und weinte so unaufhörlich, daß ihre Augen nunmehr erblindet sind.«

Die Schlafende war über den letzten Reden wach geworden und hatte sich ermuntert. »Ich glaube,« sagte sie, »der Vater ist wieder an der Erzählung seiner Unglücksfälle. Sie hätten das nicht leiden sollen, mein Herr; ich bat Sie ja, selbst zu erzählen. Hatten Sie das vergessen? Aber es

ist schon spät. Wir werden müssen schlafen gehen. Kommen Sie, ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen und stehen Sie morgen hübsch früh auf, wenn ich Sie wecken lasse.«

Fünftes Capitel.

Ein wiederholtes Klopfen weckte unsern Freund am andern Morgen aus dem Schlafe. Als er sich ermunterte und antwortete, sah ein Diener durch die Thür und sagte: »Fräulein Emma läßt Sie bitten, etwas zu eilen. Sie wartet schon, um mit Ihnen einen Spazierritt zu machen.«

Er warf sich in die Kleider und eilte hinunter. »Sie schlafen erschrecklich lange,« rief sie ihm von einem kleinen weißen Röß-lein entgegen; »ich bin vom Warten schon

fast kalt geworden. Machen Sie nur geschwind, daß man wieder warm wird.«

»Gern,« versetzte er; »aber ich habe noch Ihren Herrn Vater nicht begrüßt. Was wird er sagen, wenn sein Gast ihn ohne Abschied verlassen hat?«

»Er schläft noch lange,« antwortete sie, »und Sie kommen ja wieder. Machen Sie doch voran.« Sie trieb vor Ungeduld ihr Pferd zum Springen. Wilhelm gab nach, da auch der Diener, welcher ihm sein Pferd vorführte, versicherte, daß der Vater nicht ungehalten seyn werde. Die Wahrheit zu sagen, fühlte er selbst starke Neigung zu der angebotenen Parthie. Der herbstliche Nebel dampfte über dem See in der Frühsonne gar zu schön und seine Begleiterin erschien ihm in der halb männlichen Kleidung noch reizender, als am Tage zuvor. Sie

hatte eine Art von Husarenwams mit vielen Knöpfen und Schnüren um die Brust und das lockige Köpfchen sah anmuthig keck aus der Verkleidung.

Als sie kaum aus dem Thore geritten waren, sagte sie: »Ich will Ihnen sagen, was meine Meinung ist. Wir wollen einen Wettlauf machen. Gestern, da ich Sie gegen das Wasser herunterkommen sah, ritten Sie so bedächtig, daß ich doch sehen muß, wer von uns es am besten kann.«

»Sehen Sie sich vor,« sagte er bedenklich. »Sie könnten Schaden nehmen und ich käme in Verlegenheit, wie ich mich vor Ihrem Herrn Vater rechtfertigen sollte.«

»Ei,« sagte sie, »reite ich denn so ungeschickt? Aber Sie sind bange und nun müssen Sie es durchaus thun.«

Sie trieb und neckte so lange, bis er

einwilligte. Die Straße war eben und breit und im Nothfall tröstete er sich, daß ihr Pferdchen nicht hoch sey.

Anfangs gewann sie einen Vorsprung, weil er noch ihretwegen ängstlich war, vielleicht auch, weil er sie gern in ihrem leichten Anstande vor sich hineilen sah. Da sie aber in ihrem Uebermuthe lachte und mit den Fingern schnickte, griff er sich etwas mehr an, holte sie ungeachtet ihres doppelten Treibens ein und sprengte mit einem neckenden Gruße an ihr vorüber. Dann wendete er sich um und ritt ihr lächelnd wieder entgegen. »Sie reiten wirklich brav!« sagte er.

»Das ist zu viel Spott,« versetzte sie erhitzt; »Ihr Pferd ist größer. Wir wollen tauschen und dann sehen, ob Sie wieder vorauskommen.«

»Nein,« sagte er, »das könnte Unglück

geben. Mein Pferd hat seit lange keinen fremden Reiter getragen.«

»Es wird ja keiner aus des Freiherrn von Fouqué Stalle seyn,« versetzte sie. »Steigen Sie nur ab, wir wollen es probiren.«

Er weigerte sich noch, aber sie fuhr fort, zu bitten und zu dringen. Endlich hob er sie auf den Sattel und leitete das Pferd vorsichtig am Zügel.

»Es geht ja wie ein Lamm,« sagte sie. »Nun nur den Zügel her, ich getraue mir's schon.« Ehe er noch antworten konnte, hatte sie den Zügel ihm aus der Hand gezogen und fing an, ganz kunstgerecht zu probiren, was sie mit dem Pferde wagen dürfe. Als es sich lenksam zeigte, rief sie: »Nun gilt's!« und jagte im selben Augenblicke voraus. Unser Freund erschrak und wollte nach, um

Unglück zu verhüten. Aber sein Pferdchen, das die größere Schwere und die Sporen nicht gewohnt war, wurde ungeberdig und wollte nicht folgen. Er war einen Augenblick um das wilde Mädchen in tödtlicher Angst, besann sich aber noch bald genug und rief sein Pferd durch Pfeifen an. Es stand still, er sprang ab und führte den Zelter am Zügel nach.

»Warum wollen Sie nicht?« sagte sie. Er gab ihr die Ursache an. »Daran hatte ich nicht gedacht,« versetzte sie, »mein Pferdchen hat doch keinen Schaden genommen? Es ist mir herzlich leid, daß ich das Ihre lassen muß; aber nehmen Sie's nur wieder.«

Als sie von Neuem getauscht hatten, sagte sie: »Wie schön muß es seyn, so durch die Welt zu ziehen. Ich kann mir kein anmuthigeres Leben denken, als jeden Morgen

zu Pferde steigen, immer auf andern Wegen reiten, an andern Orten frühstücken und essen, andere Menschen sehen und erzählen hören, überall sie necken und wie der Wind fort seyn. Wenn es der Vater erlaubte, ich ritte mit Ihnen fort und käme dann etwa nach Jahren für einige Zeit wieder, um ihm zu erzählen. Aber nicht für immer, fort müßte ich wieder. Hätten Sie wohl Lust, mit mir zu reisen?«

»Gewiß,« sagte er, »wenn Ihr Herr Vater es je zugestehen könnte. Aber Sie wissen, wie theuer Sie ihm sind und wie freudlos er ohne Sie leben müßte. Darum werden Sie Ihren Wunsch gewiß gern ihm verbergen. Und ich kann Ihnen zur Beruhigung sagen, daß auch das Umherziehen seine Unbequemlichkeiten hat, die zuletzt Jeden nach einer ruhigen Heimath begierig machen.«

»Eine schöne Beruhigung!« rief sie lachend, »als wenn ich's nicht gesagt hätte, daß ich eben nach solchen Unbequemlichkeiten verlange. Der Vater weiß es auch schon längst.«

»Es würde mir Unrecht scheinen,« versetzte er, »wenn Sie ihn damit betrüben wollten.«

»Unrecht möcht' es dann seyn,« antwortete sie, »wenn ich's ihm verschwiege.«

»Vielleicht haben Sie Recht,« sagte er. »Aber er erzählte mir gestern, daß er eine Tochter lange so in der Fremde gewußt habe, die endlich wieder zu ihm gekommen. Denken Sie sich seine Angst, wenn er auch Sie in der Fremde wüßte. Sie werden wohl wissen, wie viel schwieriger eine solche Lebensweise einem Frauenzimmer wird, als einem Manne.«

»Nun gemach,« rief sie, »darnach ein jedes sich zu helfen weiß. Meine Schwester kam als kleines Kind fort, das war etwas ganz anderes. Aber ich muß Ihnen doch die Stelle zeigen, wo ich sie wiederfand. Sie ist hier nahe bei.«

Sie ritt gegen das Wasser zu, von der Straße ab, und hielt auf einem mit einzelnen Eichen besetzten Rasen an. »Sehen Sie, hier war's. Aber bringen Sie den Vater nicht wieder auf die Geschichte; sie macht ihn jedesmal trauriger, als er es vor Fremden merken läßet. Lassen Sie uns zurückreiten; er wird wohl schon warten.«

Auf dem Rückwege sagte sie: »Wenn ich doch nur einmal dahin käme, nicht alle Wege zwei Mal machen zu müssen. Das ist das Schöne bei Reisen, daß man immer auf andern Wegen ist, immer zu andern

Thoren herauseilt. Hier ist mir alles so bekannt. Ich hasse alles, was immer eins bleibt und darum habe ich die Menschen so gern, weil die doch nicht alle Tage einerlei sind.«

»Vielleicht,« sagte Wilhelm, »entschließt sich Ihr Herr Vater, Sie auf einige Zeit von sich zu entfernen, um Ihnen weiblichen Umgang zu verschaffen.«

»Nein,« sagte sie, »darüber spricht er mit jedem Fremden und es bleibt alles, wie es ist. Und die Wahrheit zu sagen, liegt mir an dem Umgange mit andern Mädchen nicht viel; ich habe die Männer lieber.«

»So?« sagte Wilhelm lächend, »und haben vielleicht einen darunter ganz besonders lieb.«

»Nun einen muß ich doch am liebsten haben,« sagte sie, »was das für eine Frage

ist. Aber es fällt mir ein, Sie müssen ihn auch sehen. Wir wollen gleich heute hinschiffen. Sehen Sie drüben die Pappeln hinter dem Gebüsch? und das Landhaus mit den grünen Fensterblenden? Da wohnt er seit dem Frühlinge. Sie sollen selbst sagen, ob Sie je einen schöneren Mann gesehen haben, nußbraune Augen, mit einem Blicke so schelmisch und so treu, man möchte sie immer ansehen, und das ovale Gesicht, und alles an ihm so behende, so schlank und doch so kräftig. Gewiß, Sie müssen ihn sehen.«

»Sie wissen, Liebe, ich denke heut weiter,« sagte er, »und wir wissen doch nicht, ob ihm mein Besuch lieb ist.«

»Ei, ohne Frage,« sagte sie. »Er ist ein Maler und ich habe ihn sagen hören, daß er um ein schönes Gesicht wohl drei Tage weit reisen wolle. Er versteht auch

die Menschen zu malen ganz vortrefflich. In den andern Dingen, sagt er, sey er schwächer und hat vom Vater eben darum das Sommerhaus drüben gemiethet, damit er sich auch in Naturschilderungen übe. Er schätzt sie allein nicht hoch, meint aber, als Rahmen zu den Gestalten wollten sie auch ihren Fleiß. Doch von dem Allen wird er Ihnen bald selbst genug erzählen. Wie wird er sich freuen, wenn ich Sie bringe.«

»Wenn Sie das wirklich glauben,« sagte Wilhelm, »so ist mir's selbst lieb, daß Sie mich mit ihm bekannt machen wollen. Ich zähle mich ebenfalls zu den Künstlern und suche die Geistesverwandten gern auf.«

»Dacht' ich's doch gestern schon,« sprach sie, »daß Sie ein Künstler wären. Es fiel mir gleich ein, als ich Sie am Berge reiten sah und es lag mir nachher immer im Sinne, so

oft Sie etwas sprachen oder thaten.« — »Beobachten Sie so scharf?« fragte Wilhelm lächelnd, »man sollte sich vor Ihnen mehr in Acht nehmen. Was brachte Sie denn auf die Vermuthung?«

»Allerlei,» versetzte sie. »Wären Sie ein Kaufmann, der in Geschäften reiset, so hätten Sie den Weg nicht verlassen. Wären Sie ein Ökonom, so hätten Sie auf die Äcker und Wiesen gesehen. Daß Sie kein Beamter waren, sah ich Ibnen an den Augen. Was konnten Sie sonst noch seyn, das zu Ihrem Äußeren gepaßt hätte? Ludolph sagte einmal, ein Künstler habe auf der Reise das wenigste Gepäck und die wenigste Sorge; das paßte wieder beides auf Sie. Und Sie sind ihm auch in manchen Stücken wie ein Bruder ähnlich, aber in einigen auch wieder nicht. Die rein klin-

gende Stimme, das Treue im Auge, das dunkle, krausliche Haar, die sorgenfreie Stirn, die Größe, das Alter haben Sie mit ihm überein. Aber nicht den Schelm im Blick und nicht das Bewegliche und auch wieder nicht das Sinnende.«

»Sie machen mich neugierig,« sagte unser Freund, den der Name Ludolf aufmerksam machte und die ganze Schilderung begierig auf eine nähere Bekanntschaft. »Bewohnt er das Haus allein?«

»Mit seinen Burschen und Bildern,« sagte sie, »aber er hat viel Besuch. Doch nun lassen Sie das Fragen, ich kann das Antworten auf die Dauer nicht aushalten. Geben Sie mir einen Vorsprung. Wir wollen noch einmal versuchen, wer zuerst in's Thor kommt.« Damit war das wilde Mädchen schon voraus. Er machte ihr die

Freude, zurückzubleiben und kam, scheinbar sich anstrengend, kurz nach ihr auf den Hof. Der Vater saß unter einem Baume bei dem Kaffee und statt zu schmälen, wie Wilhelm erwartet hatte, lachte er herzlich über den Sieg seiner Tochter. Sie erzählte die verschiedenen Wettrennen umständlich. »Aber ich glaube fast,« sagte er, »der Herr hat Dich zuletzt absichtlich gewinnen lassen.«

»Nicht doch,« sagte sie, «sehen Sie nur, wie er schwitzt. Aber ich will unser Morgenbrot hier herausbringen. In's Haus gehen wir doch wohl nicht erst zurück.«

»Wohin soll's denn nun schon wieder?« fragte der Alte.

»Zu Ludolf,« sagte sie; »wollen Sie mit?«

»Ei nein,« rief ihr der Vater nach. »Sehen Sie,« fuhr er gegen seinen Gast

fort, »so treibt sie's immer: was soll man dagegen machen?«

Wilhelm wußte nun schon, daß es ihm mit diesen Beschwerdeführungen kein rechter Ernst sey, oder wenn auch dies, daß er doch nicht die Kraft habe, seinen Willen gegen den seines Lieblings durchzusetzen. Statt also dem Vater in das Lieblingsthema schwacher Eltern hineinzuhelfen, welche überaus gern auf ihre Kinder schmälen, um wenigstens damit ihrem Gewissen ein Genüge zu thun, antwortete er: »Das Beste scheint mir, daß Sie selbst mitmachen, so weit es Ihre Jahre erlauben. Gewähren Sie Ihrer Tochter und mir das Vergnügen, uns zu dem Herrn drüben hinzubegleiten.«

»Mir ist nicht wohler, als zu Hause,« sagte der Vater. »Entschuldigen Sie mich, ich bin nicht gewohnt, mich von hier zu ent-

fernen. Es kann manch ein Jahr vergehen, daß ich nicht an's jenseitige Ufer komme. Es wird Ihnen kaum glaublich dünken, aber ich bin es einmal so gewohnt.«

Wilhelm wußte vor Verwunderung nicht, was er antworten sollte. Durch seine langen, häufigen Ortsveränderungen waren ihm die bedeutendsten Reisen gleichgültiger geworden, als diesem Manne eine Bewegung, wie sie der Gebrechlichste noch gern sich macht. Gleichwohl sah man ihn nicht ungesund. Er fuhr fort, zuzureden und die Tochter, die zurückkam, unterstützte ihn bestens.

»Kind,« sagte er, »ich bin's ja zufrieden, schiffe nur mit unserm Gast hinüber. Nur laß mich in meiner Ruhe. Ich will Euch hier erwarten. Wozu sollten wir das große Boot in's Wasser ziehen? Und ich müßte mich umkleiden, und so manche Be=

fehle geben.« — Das kluge Mädchen merkte, daß er anfange zu weichen und fuhr fort, seine Bedenklichkeiten zu beschwichtigen. Da aber damit allein nichts gewonnen wurde, faßte sie sich kürzer, befahl den Leuten, ohne Weiteres das größere Boot herzuschaffen und lud nun den Vater ein, wie er da sey, einzusteigen. Er ließ sich's gefallen und war kaum auf dem Wasser, als er selbst das Verlangen äußerte, nach so vielen Monaten sein Haus am andern Ufer zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Man hatte die Schiffenden vom jenseitigen Ufer her bemerkt. Das Landhaus lag an der Absenkung eines Hügels, und die Obst- und Weingärten, welche dazu gehörten, erstreckten sich bis an den See. Ein wohlgekleideter Bursche kam herbeigesprungen durch den breiten Gang. Seine farbigen Hände zeigten sein Geschäft. Er half das Boot am Ufer befestigen und erzählte überdem, daß sein Herr, der Maler, mit einem Fremden ausgeritten sey, aber gewiß bald zurückkehren werde.

Der alte Herr that, als ob er Lust habe, umzukehren, aber seine Tochter achtete nicht sonderlich darauf. Sie befahl dem Diener, die Gäste in's Haus zu führen, während sie selbst mit dem, der sie herübergesteuert hatte, frisches Obst von den Bäumen pflücke. Alle Äste waren reich damit versehen und die ganze Aussicht war so freundlich, daß Wilhelm sich nicht enthalten konnte zu bemerken: der Maler habe sich schon in der Wahl seines Aufenthaltes als Künstler bewiesen, aber es sey ihm unerklärlich, wie der eigentliche Besitzer diesen anmuthigen Wohnsitz gegen die alten, weitläufigen und schon durch die nahe Waldumgebung düsteren Gebäude auf der andern Seite habe verschmähen können.

Indeß der Vater manches darauf zu seiner Entschuldigung bemerkte, was alles auf

seine Vorliebe für eine wirthliche Beschränkt-heit hinaus kam, gelangten sie in den gepflasterten Hof des artigen mit Pappeln umgebenen Landhauses, wo der Alte die zur Seite aufgeführten Stallgebäude besichtigte, und sich mit der Unterhaltung derselben zufrieden erklärte. Eben so nahm er die Zimmer des unteren Stocks in Augenschein, ehe er in den zweiten hinaufstieg, wo der Maler wohnte. Ein sehr geräumiges Zimmer, das fast die ganze dem See zugekehrte Seite einnahm, war die Werkstätte des Meisters. Frische Knaben waren mit Farbenreiben beschäftigt und der behülfliche Diener, nachdem er die Gäste zum Sitzen eingeladen und einige Flaschen Wein herbeigeschafft hatte, gab sich als Aufseher zu ihnen.

Verschiedene Gemälde waren fertig und in guter Beleuchtung aufgehängt, die Figuren

fast in Lebensgröße. Wilhelm betrachtete sie aufmerksam. Er mußte den Maler als einen geistreichen Künstler anerkennen. Besonders aber zog ihn ein Bild an, das mit vorzüglichem Fleiße ausgeführt war, und nach Gegenstand und Größe zu einem Altarblatte bestimmt schien. Die Gegend stellte das Ufer einer bewegten See vor und man erkannte darin eine Nachahmung der Natur. Im Hintergrunde zur Linken scheint ein Schiff mit dem Untergange zu kämpfen, von der unter Sturmwolken durchblitzenden Sonne beleuchtet. Nach der Rechten des Betrachtenden erscheint das Wasser etwas ruhiger. Ein steiles Ufer begränzt es. Weiße Blumen stehen auf dem Rasen. Ein liebliches Kind ist dabei eingeschlafen. Es hat eine gepflückte Blume in dem einen Händchen und berührt mit dem andern noch lose die näch-

sten. Vor ihm steht der Weltheiland. Er hat sich etwas vorgeneigt und die Arme ausgebreitet, um es aufzuheben. In seinen Augen drückt sich unbeschreibliche Liebe aus Maria Magdalena steht nicht weit von ihm. Sie blickt ihn an und scheint den Wiederglanz seiner göttlichen Milde zu spiegeln. Petrus dagegen, der allein von den Aposteln gegenwärtig ist, sieht unter einer unmuthigen Stirne weg zu dem Schiffe hinaus. Er scheint über das Schicksal der Menschen zu zürnen und nicht begreifen zu können, weshalb sein Meister die Vielen in der Todesgefahr lasse, und nur das Kind zu retten suche. Ein ganzer Haufe, Gemeinheit oder Leidenschaft in den Zügen, steht links im Vordergrunde und deutet es in Mienen und Geberden an, daß ihm der eine wie der andere Auftritt nur als Stoff für Neugier und

Geschwätz diene. — Es war nicht die wirklich treffliche Ausführung aller Haupttheile des Bildes, welche unsern Freund davor fest hielt, sondern ein Umstand, der ihn überraschte und auf's lebhafteste in die Vergangenheit zurückführte. Die Maria Magdalena hatte eine ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit der Gräfin.

Er stand noch in Nachdenken darüber, als Emma hereinkam mit einem Körbchen voll ausgewählter Früchte. Sie stellte sie vor ihren Vater und trat zu ihm. »Sehen Sie,« sagte sie, »da haben Sie unsern Maler,« und deutete dabei auf den Kopf des Petrus. Wilhelm faßte diesen jetzt näher in's Auge. Der Apostel war nicht nach der herkömmlichen Überlieferung der Malerschulen, sondern mit größerer Treue gegen die Geschichte als ein noch junger Mann darge-

stellt. Der trefflich gebildete Kopf und die ganze Haltung deuteten auf Ernst und Lebendigkeit; aber in den lichtbraunen Augen, so finster sie blickten, fand man den Grund von Wohlwollen und Treue, welche den ersten unter den Jüngern unterscheiden. Aber das Geplauder des lebhaften Mädchens störte ihn. Sie fing an, das Bild und sein Original Stück für Stück zu vergleichen, so daß er ungeduldig auf das krause Zwickelbärtchen zeigte, das dem Apostel freilich so wenig als der Schlüssel fehlte, und fragte: ob denn Ihr Freund auch solch einen Bart habe. »Welche Frage?« sagte sie neckend. »Er ist fürwahr der schönste Blaubart, den ich kenne, so gewiß er, wenn er sich nicht barbirte, der schönste Schwarzbart wäre, nur daß man dann das schöne Kinn nicht sähe.«

Man hörte ein Paar Reiter an's Haus

kommen und absteigen, und bald darauf trat der Maler mit einem andern Herrn ein, der, ungeachtet er etwas weniges verwachsen war, durch eine geistreiche Freundlichkeit und Sicherheit des Anstandes sogleich für sich einnahm. Wilhelm erkannte in jenem auf den ersten Blick den Petrus des Gemäldes. Dieser faßte seinerseits Wilhelms Gestalt sogleich als Künstler in sein lichtbraunes Auge und begrüßte ihn herzlich, so wie Emma mit einer anständigen Zutraulichkeit. Er stellte den Fremden als einen Herrn von Junius vor, einen Naturforscher, »wie wenige,« sagte er, dem er außerordentlich viel verdanke. — Sie Beide, fügte er sogleich an, verhielten sich zu einander wie Tiefe und Oberfläche, und zerrten einander an unzerreißlichen Stricken, wie im steten Streite in die gesunde Mitte, welche Jeder anerkenne, ohne

sein Extrem verlassen zu wollen. — Er bemerkte jetzt Emma's Vater, der Anstalt machte, aufzustehen. Er schlug die Hände zusammen vor Verwunderung, lief auf ihn zu, drückte ihn auf den Lehnstuhl zurück und rief: »Wie ist's möglich, daß wir Sie hier sehen? Kommt hierher, Freunde, und setzt Euch in die Runde, hier um den Hausherrn. Es ist schicklich, daß ich in seiner Gegenwart den Diener mache.« Junius setzte sich neben den Greis und Beide beklagten sich über Vernachlässigung und wenige Besuche, wo denn Jeder sich mit üblichen Entschuldigungen von allen Vorwürfen zu reinigen suchte. »Nun, Ihr Herren,« rief Ludolf, »gesteht es nur gegenseitig ein, daß der Eine dieselbe Natur hat, wie der Andere, das heißt, so weit es Euren Streit betrifft. Keiner will gern vom Hause. Dich, Junius, muß man

mit Gewalt fortreißen, und Sie, lieber Freund, müssen wohl durch List hierher gebracht seyn. Aber, wenn Ihr Euch Beide gern seht, wie ich das weiß, und Keiner die volle anderthalb Stunden bis zu dem Andern machen darf, so macht doch Beide die Hälfte und kommt hierher zusammen. Das, sehen wir jetzt, ist doch keine Unmöglichkeit.«

Unter Necken und Scherzen wurden Beide zu dem Versprechen gebracht, dem Vorschlage zu folgen. »Nun,« sagte Emma, »der Vater hat alles gethan, was in seinen Kräften stand, ein solches Versprechen zu geben. Nun dringt nicht weiter in ihn, mehr kann er nicht thun, wer fordern wollte, daß er's auch hielte, der wäre starkgläubig und unbillig. Den Herrn von Junius hat unser Ludolf zu solchen Strapazen gebracht, daß er die weiten Reisen hierher thut, sonst

würde ich von ihm dasselbe sagen.« — »Du unartiges Kind,« sagte der Vater, »bin ich nicht jetzt hier? Und warum sollte ich nicht öfter kommen können?«

»Ja, Vater,« sagte sie, »das möchte ich selbst wissen, und ich will Sie künftig so oft darum fragen, bis Sie mir Auskunft geben. Denn es ist wirklich eine schwere Sache mit der Antwort.«

Im Verfolge des heiteren Gesprächs, erzählte Ludolf, wie oft er sich mit Junius streite. Meister meinte, der Streit werde so arg nicht seyn. Wo zwei Menschen in der Anerkennung der Natur so zusammenträfen, wie ein Naturforscher und ein Maler, da könne die Einigung nicht schwer fallen.

»Das,« sagte der Naturforscher, »sind eben die Stricke, von denen er redet.«

»Und doch,« setzte der Maler hinzu, »wenn ich unter seine Flaschen, Pulver, Maschinen, Instrumente, Modelle, Präparate und so weiter komme, so ärgere ich mich jedes Mal von neuem. Ich kann den Anblick nicht ertragen, und es gibt Zank. Aber in jeder Woche einige Male muß ich doch hin, um ihn aus dem zauberischen Krame, der seinen Beschwörer selbst festbannt, heraus zu langen und hierher zu bringen. Aber länger, als bis zum Abend, bleibt er nie; er ist den dunkeln Gewalten verfallen, und es zieht ihn mit unwiderstehlicher Kraft zu ihnen zurück. Nur dieses Mal, Junius, müßt Ihr bleiben.«

Der Naturforscher antwortete bloß mit einem Lächeln. »Ich weiß wohl, was Ihr denkt,« fuhr Ludolf fort. »Wenn Ihr so freundlich sehet, so bedeutet das immer ein

Nein.« — »Wirklich muß ich dieses Mal vor Abend zu Haus,« sagte Junius. »Ihr habt mich gerade in einer langer Ausrechnung gestört.«

»Stopft nur erst Eure Pfeife, ehe Ihr vom Weggehen redet,« sagte Ludolf. »Ich will indeß Spaßes halber erzählen,« wandte er sich gegen die Andern, »wie er's macht, wenn er mich zu sich einladet. So oft es ihm in seiner bunten Wirthschaft zu kraus wird, so schreibt er, was ihm einfällt, auf ein Stück Papier, dreieckig oder viereckig, wie er's findet. Damit muß denn sein Reitknecht zu mir her. Ich läugne nicht, daß ich mich freue, so oft er kommt, und den Pinsel ausschnippe. Dann les' ich lachend, was er geschrieben hat, ob ich's gleich ohne seine Erklärung die wenigsten Male verstehe, setze mich auf und trabe zu ihm, um ihn

aus dem Brunnen heraus zu ziehen. Kann ich's aber gar nicht machen, weil ich gerade in voller Arbeit bin, so male ich ihm auf ein Papier das Profil des Gesichts, an dem ich arbeite, und das ist die Nachricht, daß er kommen muß.«

»Die Wahrheit ist,« sagte Junius, »wenn ich einen Gedanken habe, der vielleicht auch ihn interessirt, oder worüber ich seine Meinung hören möchte, so schreibe ich ihn auf einen Zettel. Sobald ich dann mit einem Experimente zu Ende komme, so greife ich nach diesem und schicke meinen Burschen damit fort, als einer Nachricht, daß ich Muße habe. Kann er dann nicht und malt seine Nase mit Augen hin, so halte ich's für billig, daß ich zu ihm komme, sobald ich frei geworden.«

»Dort hängen Eure Zettel alle an ei-

nem Faden,« sagte der Maler, »es fehlt keiner.«

Der Naturforscher hatte seine Pfeife gestopft und ging nach dem Zettelfaden, um einen Videbos abzureißen. Aber der Maler griff ihm in den Arm. »Daß Ihr's nicht thut,« rief er, »es ist meine einzige Naturaliensammlung. Ich schaffe Euch ander Papier!« Da er so eilig nichts finden konnte, riß er einen großen Bogen Königspapier durch und sagte: »nehmt!«

Siebentes Kapitel.

Nach dem Mittagsessen entschuldigte sich Emma's Vater, daß er gewohnt sey, zu ruhen. Er hatte sich eine mit allem Nöthigen versehene Stube in dem Hause vorbehalten, die er jetzt ein Mal nach Jahren auf eine Stunde benutzen wollte. Die Übrigen gingen in den Garten. Aber die lebhafte Emma verlangte schon wieder nach Abwechselung. Wilhelm erbat sich Schreibzeug, um an seinen Freund Coucy seinen Aufenthalt zu melden. Er erwähnte im Allgemeinen

der Fragen und Mittheilungen, welche ihm der Fremde auf dem Wege gemacht hatte, und seiner Zufriedenheit mit den Menschen, in deren Kreise er sich befinde. Als er fertig war, kehrte er in den Garten zurück, um den Brief an Ludolf zur Bestellung abzugeben. Er fand diesen allein; denn Emma hatte durchaus schiffen wollen, und wie sie keinen andern Gefährten bekommen konnte, den Naturforscher eingeladen, der dazu bereit war. Es freute unsern Freund die Gelegenheit, den Maler allein zu sprechen; er war sehr begierig, zu hören, wie dieser die Gräfin habe kennen lernen. Überhaupt zog ihn die geistreiche Lebhaftigkeit des jungen Mannes vorzüglich stark an. Dasselbe Verlangen einer Annäherung mußte dieser fühlen. Denn er kam ihm mit den Worten entgegen: »Schön, daß Sie bereits fertig

geworden sind. Sie finden mich allein. Nun können wir eine Weile uns ungehindert besprechen. Zum rechten Gespräche sind zwei immer die beste Zahl. Dort die Rasenbank läßt uns unsere Schiffer sehen und fast die ganze Ausdehnung des See's.«

Wilhelm übergab ihm den Brief und fragte, ob er bald und sicher besorgt werden könne? In Ludolf's Mienen äußerte sich die lebhafteste Überraschung, seine Augen sahen fest auf den Brief, dann auf Meistern. »Ich überbringe ihn selbst,« sagte er.

»Nicht doch,« versetzte Wilhelm, »wenn Sie nicht andere Gründe zu der Reise haben. Dieser Brief enthält die Anzeige, wo ich zu finden bin, und ich habe mir die Freiheit genommen, Ihren Namen und Aufenthalt dabei zu nennen. Mein Freund wird vermuthlich nicht lange auf sich warten lassen.«

»Er kommt!« rief Ludolf aufspringend, »hierher wird er kommen, und so bald! O, seyn Sie tausend Mal bedankt für den Einfall, daß Sie ihn hierher beschieden. Aber ist er's auch ganz gewiß?« — Er sah die Aufschrift des Briefes wieder an. »Ja, er ist's,« sagte er. »Ich soll den Mann wiedersehen, dem ich mehr verdanke, als ich's Ihnen auszudrücken vermag, der mir zuerst Unabhängigkeit im Äußern und Innern gab, dessen ich Tag für Tag mit der herzlichsten Verehrung gedenke. Und Sie sind sein Freund, Sie habe ich schon hier als Bürgen für ihn, Sie bleiben bei mir, bis er kommt. Nicht doch, Sie versprechen mir's, daß Sie bleiben? Ich kann Sie wahrlich nicht lassen.«

Dieses und noch vieles Andere sagte der lebendige Künstler so schnell hinter einander und zeigte dabei, indem er bald sich

wieder setzte und seines Gastes Hände ergriff, bald von neuem aufsprang, um seine Freude leichter ausdrücken zu können, eine solche Aufwallung, daß Meister jede Antwort verschob und bloß mit den Augen seine Theilnahme aussprach. Endlich sagte Ludolf: »Mein Bursche soll sogleich satteln und den Brief als Bote selbst überbringen. Es ist so gar weit nicht. Ich schreibe auch, Sie erlauben es wohl, wir müssen es abmachen, ehe die Andern wieder da sind.«

Er lief in das Haus und bald darauf kam sein Diener hervor, um das Reitpferd zu satteln. Wilhelm überdachte indeß, ob er das Anerbieten des Malers annehmen und bei ihm bleiben, oder ob er wieder über den See zurückziehen sollte. Er entschied sich für jenes. Seine Neugier war mehrfach aufgeregt, und auch ohne sie hätte ihn Ludolf

anziehen müssen. Emma hoffte er täglich zu sehen, da ihre lebhafte Unbefangenheit ihn reizte, und dabei von den Kreuz- und Querzügen frei zu bleiben, mit denen sie nicht bloß gedroht, sondern schon angefangen hatte. Er liebte zwar den Wechsel, aber in diesem eine gewisse Ruhe, die seine Seele für ihre Stimmung bedurfte.

Es währte lange, ehe der Maler mit seinem Briefe fertig war und den wartenden Boten abfertigte. »Es ist ein Unglück für uns Maler,« sagte er, »daß wir so wenig Anlaß haben, uns im Aufzeichnen unsrer Gedanken zu üben. Wie leicht würde ich das gesagt haben, was ich mit so vieler Mühe auf's Papier brachte. Darüber ist uns nun die schöne Zeit verloren. Doch was klag' ich jetzt? Ich werde ihm ja bald mündlich alles besser sagen können, ich werde

ihn fragen, ob ich weiter gekommen, ob er mit meinem Streben zufrieden ist, und wenn Er das sagte, ja da wollte ich's glauben. Aber, lieber Meister, erzählen Sie mir doch von ihm und Ihnen, wir sind noch ungestört.«

»Bald,« versetzte Wilhelm, »denn ich bleibe bei Ihnen. Aber jetzt kommen die Andern.«

»Was ist Ihnen, Ludolf?« rief Emma aus dem anlandenden Kahne herüber. »Sie haben uns ganz neugierig gemacht. Erst fochten Sie mit den Armen und geberdeten sich wie ein Verzückter, der von Herrn Meister nicht loskommen könne, dann liefen Sie von ihm fort in's Haus, und er ging mit untereinandergeschlagenen Armen allein auf und ab, als ob Sie sich gezankt hätten Nun sehen Sie ihm wieder ganz verliebt in

die Augen.« — »Er kommt,« rief Ludolf, mehr gegen Junius als gegen Emma gewendet; »hier, Herr Meister, ist sein Reisegefährte, der Bote ist schon fort, der ihm Nachricht bringt. Er ist bei unserm treuen Gevatter Anselmus. Adelbert von Coucy nämlich.«

In durch einander laufenden Fragen und Erklärungen und Gegenfragen, verständigte man sich endlich und der Naturforscher, weit entfernt, eine freundschaftliche Eifersucht zu äußern, zeigte vielmehr in seiner stillen Weise die herzlichste Mitfreude. Dagegen wurde Emma aufgebracht, als sie vernahm, daß sie ihren Gast Meister an Ludolf überlassen solle. »Das ist ganz gegen Fug und Recht, Ludolf,« sagte sie, »daß Sie mir meine Freude verderben. Sie haben des Besuches immer so viel, und wir so wenig; Sie sollten nicht alles verlangen.«

»Liebe,« sagte Ludolph, »ich bin ein Sünder, aber ich kann nicht anders. Kommen Sie zu uns herüber, wenn Ihnen der feine, junge Herr gefällt. Wir wollen Beide thun, was möglich ist, um Sie zu versöhnen.«

Ihr Vater, den Ludolfs Geräusch im Hause ermuntert hatte, kam auch herzu und beklagte sich lebhaft, daß Wilhelm ihn verlassen wolle. Dieser versprach, ihn zu besuchen und Ludolf erinnerte ihn, daß er ja, sobald er wolle, seine Zimmer bei ihm bewohnen und ganz bleiben könne. »Nein,« sagte jener, indem er den Schlüssel hervorzog, »ich will sie lieber Herrn Meister abtreten, damit er vor wie nach mein Gast bleibe. Denn es thäte mir leid, wo er meine Gastfreundlichkeit so wenig benutzte.«

Man ließ den Kaffee in den Garten

herausbringen. Ludolf und Wilhelm kamen in das Erzählen von ihren Reisen und die beiden Männer hörten ihnen um so theilnehmender zu, je enger sie sich selbst, aus verschiedenartigen Ursachen, an die Wohnung banden. Selbst die unruhige Emma vergaß das Umherschweifen, da ihrer Phantasie so mancherlei Scenen eröffnet wurden. Ludolf war lange in Italien gewesen, wie er sagte, weil es das Vorurtheil der Zeit so mit sich führe, daß ein Maler über die Alpen, wie ein Matrose über die Linie gekommen seyn müsse. Er hatte in Florenz und Rom mancherlei Abentheuer erlebt, manche Fertigkeiten gewonnen, aber den Geist der Kunst nicht begriffen. Auch in Deutschland war er umhergestreift, und hatte einen großen Theil der gerühmten, altdeutschen Bilder aufgesucht. Aber die Vormundschaft der

Kenner und Schulen hatte ihn niedergehalten, seinen Studien und Einsichten fehlte der Zusammenhang. Er ermüdete und verwirrte sich in der Vergleichung der verschiedenen Behandlungsweisen und konnte keine Einheit finden, weil ihm das einzig Nöthige dazu fehlte. Da lernte er Coucy kennen. Dieser verstand von den positiven Gesetzen der Malerei und den herkömmlichen Formeln nur wenig. Aber die Klarheit, mit welcher er den innern Zusammenhang alles Geistigen durchblickte, die Einfachheit, mit der er die Gesetze desselben darzulegen verstand, hatten den geängsteten Künstler angezogen. Über die Weise, in der Coucy auf ihn gewirkt, ließ sich Ludolf nicht näher aus. Er bemerkte nur, daß es ein ähnliches Einverständniß sey, welches ihn zu Junius hingezogen habe,

so daß er jetzt an jedem Tage sich unbehaglich fühle, wo er ihn nicht gesehen.

»Unter Deinen Unarten,« sagte Junius, »ist dieses eine der größten, daß Du untreu erzählst. Die Wahrheit ist, daß Du mich bloß wegen einiger Farben zu Rathe zogest, die Du wünschtest und daß Deine Erkenntlichkeit dafür mir's möglich machte, mich durch Dich über das eigentliche Wesen Eurer Kunst näher zu unterrichten, da ich mich vorher aus den herrschenden Urtheilen gar nicht hatte vernehmen können.«

»Seht den Schelm,« rief der Maler; »aber Meister soll entscheiden, ob ich untreu erzähle.«

»Ei lasset den Zank,« sagte Emma, »und erzählt nur; wie treu oder untreu, das wollen und können wir nicht untersuchen. Das Beste, was Ihr gelernt habt, das ver-

danket Ihr doch nicht diesem oder jenem Menschen, sondern allen zusammen und dem wechselnden Aufenthalte unter ihnen. Der beste Lehrer würde wenig über mich vermögen, wenn ich ihm dort drüben in unserm Hause gegenüber sitzen sollte. Aber laßt mich reisen, so will ich von ganz gewöhnlichen Menschen in Tagen, und von ungewöhnlichen in Stunden alles das spielend lernen, was mir sonst keine Zauberei beibringt.«

»Sie haben nicht Unrecht,« sagte Junius, »wenn Sie meinen, daß unsere Auffassung mehr entscheide, als die fremde Darbietung.«

»Ob ich das meinte,« sagte Emma, »das müssen Sie besser wissen, als ich selbst. Aber lassen Sie's doch. Wer nicht selbst reisen kann, der muß sich dadurch trösten, daß er von Reisen hört. Es ist doch etwas.

Nächst dem eigenen Reisen finde ich kein Leben angenehmer, als das eines Wirthes, der in seinem eigenen Hause alle Völker, Stände, Sitten und Gemüthsarten kennen lernt. Wenn er die Kunst versteht, so muß er das vergnüglichste und bildendste Leben führen und in den wichtigsten Kenntnissen viel weiter kommen, als ein Professor mit allen Büchern.«

»Nun,« rief Ludolf lachend, »ein solches Leben führen Sie ja zum Theil; aber ich wäre nimmer darauf gefallen, daß Sie sich die Gastwirthe dabei als Ideal vorsetzten, wenn Sie alle Fremden so muthig herbeizulocken verstanden.«

»Vielleicht,« antwortete sie, »weil Sie's selbst viel mehr thun, und ihnen sogar darin nacheifern, daß Sie Andern die Gäste weglocken. Aber was soll ich darüber klagen?

Erzählen Sie nur. Sie erzählen besser, als Sie handeln.«

Man gab ihr nach, und über dem Erzählen kam der Abend. Raimund, Emma's Vater, gestand, daß er seit lange keinen so vergnügten Tag gehabt habe und betheuerte, daß er recht bald wiederkommen wolle, wenn er wieder eine solche Unterhaltung erwarten dürfe. Man sah's ihm an, daß er aus seiner Gewohnheit herausgetreten und damit zufriedener sey, als er's für möglich gehalten; aber doch war er nicht stark genug, um es durchzusetzen, daß er eine Nacht außer Hause bliebe. Auch der Naturforscher verlangte bald nach seiner Abfahrt zu den Rechnungen zurück. Und so blieb Wilhelm mit Ludolf allein.

Da der erstere sich über das seltsame Heimweh beider Männer verwunderte, sagte

Ludolf: »Der Unterschied ist, daß der alte Raimund jetzt und vielleicht noch lange von diesem Tage, als einem besonders angenehmen, erzählt, ohne ihn, so weit es von seinem Willen abhängt, in Jahr und Tag zu wiederholen. Junius dagegen ist heut Abend bei seinen Rechnungen und Experimenten gewiß eben so still vergnügt, wie sonst immer.«

Achtes Capitel.

»Wenn ich arbeite,« sagte Ludolf am nächsten Morgen zu unserm Freunde, »so lassen Sie mich nur nicht allein. Sonst möchte mir das Festsitzen leid werden.«

»Es ist mir lieb,« antwortete Meister, »wenn meine Gegenwart Sie nicht stört. Ich sehe Ihnen gern zu und betrachte zwischen inne Ihre Köpfe. Sie haben alle einen bedeutungsvollen Charakter und geben zu allerlei Betrachtungen Anlaß.«

»Sie sind alle nach der Natur gemalt,«

sagte Ludolf, »nur daß das Spiel der verkehrten Natur in den Zügen gemäßigt ist, um das der bessern reiner ausdrücken zu können. Diese vielen Köpfe, die Sie hier sehen, sind die erste Destillation der Wirklichkeit. Wenn ich nun größere Gemälde unternehme, so wähle ich aus ihnen die Figuren und dann werden sie noch einmal in die Verschönerungsschule genommen, um ihnen den Charakter ganz anzupassen, den das Bild fodert. Mich dünkt, daß sich unmittelbar aus der Wirklichkeit nur sehr wenige Gestalten in ein Bild übertragen lassen, und die ausdrucksvollen am schwierigsten. — Ich würde,« fuhr er fort, »während Ihres Hierseyns den Pinsel ganz ruhen lassen, wenn ich nicht noch vor dem Winter die drei großen Stücke abzuliefern hätte. Sie sind von einem Grafen bestellt für kirchlichen Gebrauch,

und er ist etwas ungeduldig. Wenn er mir mehr Muße gönnte, könnten sie besser seyn.«

»Es ist vermuthlich derselbe,« sagte Wilhelm, »dessen Gemahlin Sie auf jenem Bilde conterfeit haben.«

»Ja,« versetzte Ludolf, »er suchte mich im vorigen Winter in der Stadt auf, wo ich damals mich aufhielt, und seine ansehnlichen Gebote bewogen mich nicht so sehr, als das unbeschreiblich anziehende Wesen seiner Gemahlin, daß ich den Auftrag annahm. Ich hoffte sie bei der Ablieferung der Bilder wieder zu sehen. Bloß deswegen habe ich für diesen Sommer mich hier aufgehalten, um andere Aufträge zu vermeiden und die Ufergegenden besser zu treffen. Sie sehen, alle drei Stücke sind von der nächsten Gegend entlehnt. Aber kennen Sie denn die Gräfin?«

Wilhelm erzählte seinen Aufenthalt in ihrer Nähe aus den letzten Monaten, ohne des früheren für jetzt zu gedenken. Ludolf kam wieder in Feuer und pries seinen Gast glücklich, der bei solchen Menschen verweilt habe.

»Preisen Sie sich selbst glücklich,« sagte Wilhelm, »denn Sie werden, wie Sie sagen, die Gräfin bald sehen und auch Andere, die Ihnen gewiß bald auch theuer werden. Ich aber bin von diesen geschieden und bleibe es vielleicht noch lange. Aber,« fragte er, «wie kommen Sie darauf, die Gräfin unter dem Bilde der Maria Magdalena vorzustellen?«

»Es war ein gewisser Ausdruck in ihrem holden Gesicht,« antwortete Ludolf, «der mich darauf führte. Die Maler wissen insgesammt den wahren Charakter der Magdalena nicht zu verstehen, und ich selbst wäre

in Verlegenheit gewesen, wenn ich ihn hätte malen sollen. Aber dieses Etwas in dem Auge und dem ganzen Antlitz der Gräfin, drückt die Demüthigung ohne Unreinheit, die Liebe zum Himmlischen nach der voraus- gegangenen Liebe zum Weltlichen auf eine geheimnißvolle Weise aus. Ich kenne ihr früheres Leben nicht, aber ihr jetziges ist von ihr in einem einzigen Blicke des Auges er- zählt. Ihr eigener Gemahl wünschte sie gemalt zu sehen und wegen einer gewissen Mütterlichkeit ihres sanften Auges hätte ich sie gern als Madonna gemalt. Aber ihre Demuth erröthete davor und sie gab selbst an, daß ich sie als Magdalena nehmen möchte.«

Wilhelm sagte, daß Ludolf auch viel- leicht das Bild der Jungfrau in einer sol- chen Vollendung finden werde, wie er das

der Magdalena in der Gräfin gefunden habe. »Es ist unmöglich!« rief der Maler. »Vielleicht urtheilen Sie von dem bekannten raphaelischen Profile, wie die meisten, die bald hier, bald dort eine Ähnlichkeit mit der Madonna, dem Heiland und andern Figuren gefunden haben wollen. Aber, Freund, es gilt nicht, eine scheinbare Copie irgend eines berühmten Gemäldes unter den Lebendigen zu finden, ein Mädchen, das etwa der Madonna Raphaels ähnlich sieht. Nein, was der Maler bedarf, das ist eine Figur, welche alle die geistigen Elemente ausspricht, die wir bei der vollkommensten Jungfrau denken müssen. Statt eine Ähnlichkeit mit den Figuren älterer Meister zu begehren, wünscht ein Künstler dann im Gegentheil die möglichste Verschiedenheit im Äußeren, damit er von der Vormundschaft der früheren Vor-

stellungen frei bleibe. Wahrlich, wenn ich eine Madonna finden könnte, ich meine die Figur, welche mir das eigenthümliche und genügende Bild der vollkommenen Jungfrau so lebendig erweckte, daß ich es ohne Vormundschaft des Raphael in mir ausbildete, die weiteste Reise wäre mir nicht zu weit nach ihr. Denn auf wenigen idealen Formen ruht die ganze Malerei, und nach ihrer Lage kann sie diese nur im Einverständniß mit der Religion wählen.«

»Ich bin kein Maler,« sagte Wilhelm, »und kann also Ihre Zweifel nicht dadurch widerlegen, daß ich Ihnen die Gestalt meiner Jungfrau vergegenwärtigte. Schilderungen in Worten können Ihnen nicht genügen.«

»Freund,« versetzte Ludolf, »ich argwöhne, daß Sie als Verliebter reden und

also wegen Ihrer gar zu festen Überzeugung etwas unzuverlässig. Wenn Sie es sehen könnten,« fuhr er schalkhaft fort, »wie Sie jetzt auf einmal roth geworden sind, so würden Sie gestehen, daß ich richtig vermuthe. Und glauben Sie mir, so schön Sie diese Röthe kleidet, so brav ist es, daß Sie mich, der Ihre Erwählte bald sehen wird, selbst auf sie aufmerksam machen. Es beweist mir, daß Sie Zutrauen haben. Nun erzählen Sie auch, wie sie heißt, was sie ist, damit ich sie aufsuchen, sie von Ihnen grüßen und ihr alles Liebe und Gute erzählen kann. Wenn ich auch mein Ideal zu einer Madonna nicht so unbedenklich verwirklichen mag, so erwarte ich von Ihnen doch etwas Ungewöhnliches. Und lassen Sie sich's gesagt seyn, daß ich meine eigene künftige Frau nicht so geradeweg als Ideal anerken-

nen würde, weil die Liebe des Künstlers mir eine andere ist, als die des Menschen, der heirathen will.«

»Jetzt nenne ich sie nicht,« sagte Wilhelm und versuchte, in des Malers Ton einzustimmen. »Ich versichere bloß, daß ich auf ihren Besitz entsagt habe, und bemerke, daß sie meines Gefährten Coucy Schülerin ist.«

Der Maler sprang auf. »Warum sitzen wir bei solchem Wetter zu Hause?« rief er. »Wir wollen ausreiten, ich kann doch jetzt nicht malen. Draußen spricht sich's besser.«

»Wilhelm erinnerte, daß sein eigenes Pferd noch am jenseitigen Ufer und Ludolfs dem Diener mitgegeben sey. »Es ist wahr,« sagte Ludolf, »und nun wird die wilde Emma bald herkommen und uns stören.«

Unser Freund sagte: »Sie scheinen ihre Zuneigung nicht ebenmäßig zu erwiedern.«

Er erzählte, mit welcher Lebhaftigkeit sie den jungen Maler gepriesen, und wie er nicht anders, als einen erklärten Liebhaber in ihm vermuthet habe. »Nichts weniger,« rief Ludolf lachend, »ich habe noch nicht einmal einen Kuß von ihr bekommen. Sie ist wirklich ein reizendes, feuriges und dabei ein sehr kluges Mädchen, dessen glückliche Anlagen nur günstigere Verhältnisse erwarten, um sich überraschend zu entfalten. Aber wer sollte sie nicht bedauern? Ihren Vater kennen Sie. Seine Unbeweglichkeit ist wahrhaft wunderbar und seine schwache Nachgiebigkeit könnte bei jedem andern Kinde unsäglich schaden. Ihre Schwester, die einst sehr schön gewesen seyn muß, ist tiefsinnig. Und weiter hat sie Niemand, der sich ihrer annähme. Glücklich für sie, daß sie eben ihrer Einsamkeit wegen Kind genug geblie-

ben ist, um in dieser ungemäßigten Freiheit nicht zu verwildern. Eben ihre Eingeschränktheit hat sie zu dieser Freiheit gebracht und eben ihre Wildheit schützt sie vor der Verwilderung.«

»Es wäre Schade um ihre gediegene Kraft,« sagte Meister, »wenn sie sollte je sich selbst zerstören. Aber wenn ich mich gleich habe überzeugen müssen, daß ihr Benehmen gegen fremde junge Männer nur die Naivetät eines Mädchens sey, das bloß Zerstreuungen und Spielgefährten sucht, so möchten doch nicht alle jungen Männer sich mit dieser Rolle begnügen.«

»Ich bin mit Ihnen der Meinung,« sagte Ludolf, »daß sie in andere Verhältnisse kommen müsse, und wollte auch bloß versichern, daß sie bisher ihre Unbefangenheit ganz bewahrt habe. Sie ist so frei von

Coketterie, wie die wenigsten selbst unter den Männern.«

Wilhelm erzählte dagegen von der Art, wie sie ihn zuerst empfangen und von dem Liedchen, womit sie ihn bewillkommet habe. »Anfangs,« sagte er, »glaubte ich, sie habe es auf mich selbst gemünzt; aber nun scheint mir's eher, daß es auf Sie gedichtet und auf mich nur angewendet sey. Denn nach allen ihren Reden kann ich noch jetzt nicht anders, als Sie für ihren Erkorenen halten.«

Ludolf lachte, da er den Anfang des Liedes hörte. »Ich will's Ihnen nur gestehen,« sagte er, »daß die Verse von mir selbst sind und darauf angelegt wurden, einen Kuß von ihr zu erbeuten. Sie hat das Lied mit Freuden aufgenommen, aber mit meinem erwarteten Lohne ist mir's nicht geglückt.

Sie wird ganz wild, wenn man ihr zu nahe kommt; denn es regt sich in ihr das Gefühl der Jungfräulichkeit, ohne daß sie's kennt. Ich bin auch jetzt von solchem Gelüst nach einem Kusse ganz zurückgekommen und mache ihre Züge ohne alle Prätensionen mit, wenn ich nichts anders zu thun habe.«

»Gleichwohl,« sagte unser Freund, »scheint mir die Liebe in ihrem Herzen schon gewurzelt, und ich gestehe, daß sie mir wohl werth dünkt, nach einigen Jahren Ihnen zur Seite zu treten.«

»Ei,« sagte Ludolf, »ich bin Ihnen sehr verbunden. Aber Sie irren gewiß. Unsere ganze Bekanntschaft kommt daher, daß ich sie einmal aus dem Wasser zog. Sie schiffte auf dem See, da ich grade auch drauf war. Und weil ich eine Ufergegend aufnahm und nicht Zeit hatte, mich mit ihr

viel zu beschäftigen, fing sie an, vor mir her so viele Schwenkungen und Capriolen zu machen, daß sie unversehens das Gleichgewicht verlor und ins Wasser stürzte. Ich war leicht bekleidet und sprang ihr sogleich nach. Sie selbst kann ein wenig schwimmen und das ganze Rettungswerk ging ohne Ohnmacht und Schwierigkeiten ab. Sie kam mit mir, lief sich hier wieder warm, bat mich, ihrem Vater nichts zu verrathen, schlug mich, als ich einen Kuß haben wollte und ist seit der Zeit mein fleißigster Besuch. Sobald sie aber einen Andern finden wird, der noch lieber alles mitmacht, so wird sie mich ohne Mühe vergessen. Und ich habe nichts dawider; denn wo ein Künstler es nicht vorzieht, unverheirathet zu bleiben, so bedarf er wenigstens eine Frau von ganz anderm Sinne, wenn er die Kunst nicht darum las-

sen mag. Und gegen Frauen aus vornehmerem Stande habe ich überdieß einige republikanische Abneigung.«

»Warum?« fragte Wilhelm betroffen.

»Aus künstlerischer Lebensklugheit,« antwortete Ludolf. »Aber ich will schweigen, damit Sie mich nicht für gar zu prosaisch halten. Ich denke, wir wollen einander unsere Erfahrungen zuerst und unsere Grundsätze zuletzt mittheilen. Lassen Sie uns zu Fuß zu Junius gehen; ich weiß, es freuet Sie, ihn näher kennen zu lernen.«

Sie nahmen den Weg, der um die Höhe des Hügels hin zwischen herbstlichen Hecken hinlief. Er war breit und trocken und man sah bald das Landhaus des Naturforschers. Näher und ferner lagen noch andere Gebäude, alle von ähnlicher Größe und Nettigkeit. Die ganze Landschaft, von

mäßigen Anhöhen und kleinen Gebüschen durchschnitten, machte einen gefälligen Eindruck.

Auf dem Wege erzählte Ludolf von seinem Freunde. »Wir bedürfen einander,« sagte er, »ich weiß selbst nicht recht, warum? Es wohnen mehre gebildete Familien in der Nähe umher, deren Bekanntschaft wir unterhalten. Aber als den Dritten würde keiner von uns Beiden irgend Jemand anerkennen. Es ist nicht, daß er mir einige treffliche Farben bereitet hat, oder daß er einige Bilder, die ich ihm gab, so hoch schätzt. Vielmehr, wir Beide fühlen bestimmt, was wir wollen und wir wollen es mit ganzer Seele. Aber wunderlich genug, können wir Beide es nicht recht umfassen. Ich möchte sagen, wir haben Beide ein Räthsel gehört und sinnen Beide über der

Auflösung und meinen immer, der Andere könne es gefunden haben.«

»Er späht den Kräften nach, die sich hinter den Gestaltungen der Natur, wie die Directoren hinter die Maschinen, verstecken. Das Lebende zerstört er, schmilzt das Harte, trennt das Verbundene durch Säuren und andere Mittel und mengt oder mischt das Getrennte, alles, um zu sehen, ob nicht irgend eine Kraft anheben werde, zu spielen. Und wieder rechnet er und misset und macht Modelle, um zu erfahren, was in der Kraft für ein Gesetz sey, denn das Gesetz hält er für das Geistige in der Kraft. Darum ist er auch mit den vielerlei Gesetzen nicht zufrieden und trachtet immer, sie zu vereinfachen. Er will sehen, wie viele Hauptäste der eigentliche Stamm treibt und wie viel Zweige von jedem Äste ihre Kraft ziehen.

Kraft und Gesetz, das sind immer seine Stichworte.«

»Dagegen sehe ich Alles das an, als ob es außer meinem Gebiete läge. Ich möchte sagen, wo mein Rücken ist, da endet sein weites Reich und das meinige beginnt. Mich kümmern seine Kräfte nicht, sondern bloß, was daraus wird. Weit entfernt, das Gestaltete zu zerstören, suche ich vielmehr selbst zu gestalten und dem Gewordenen die vollkommenste Form zu finden. Er fragt immer, was ist die Kraft in ihrem Wesen? Ich dagegen, was wollte sie jedesmal hervorbringen? Ihn verdrießt es, wenn er nie dahin zu kommen hofft, sich den Eichbaum aus der Eichel zu erklären, und mich dagegen, wenn ich keine Mustereiche zu Stand bringen und sagen kann, das will der Trieb in diesem Baume. Wenn ich eine tüchtige

Figur nach meinem Vermögen gemalt habe, dann wird er eifersüchtig und spricht: »Wir sind Stümper gegen Euch!« Und so bei tausend Anlässen widerfährt es mir, daß ich ihn beneide. Immer aber fühlen wir uns dann einander verwandt und näher gezogen.«

»Eine wahrhaft seltene Liebe,« sagte Wilhelm. »Wie ungleich Ihre Beschäftigungen sind, das fällt in die Augen, aber die Art, wie Sie dieselben zusammenstellen, ist mir noch nie beigefallen. Man sollte sich gar nicht vorstellen, daß ein Maler an Chemie und Physik könne Geschmack finden oder daß seine Stille und Ihre Lebhaftigkeit zu einander paßten.«

»Die äußerliche Lebhaftigkeit oder Stille,« sagte Ludolf, »ist etwas, das nicht viel bedeuten will. Was unsere Beschäftigungen

betrifft, so sind sie allerdings fast entgegengesetzt, und ich gestehe, daß die äußere Form der seinigen mir noch jetzt ein geheimes Unbehagen einflößt. Anfangs konnte ich ohne Kopfweh nicht in seiner mit allerlei Apparaten überfüllten Stube aushalten und ich meinte es ganz im Ernste, wenn ich mit ihm zankte. Aber das hat sich nach und nach geändert und wenn ich noch so thue, so geschieht es mehr, um ihn zum Sprechen zu locken, was ihm dann am besten glückt, wenn er etwas warm wird. Sie sollten ihn nur einmal über die Gesetze, die in der Welt das Schaffende und Gestaltende sind, reden hören, er sollte nur ein einziges solches Gesetz in seinem Zusammenhange, in allen seinen Erscheinungen vor Ihnen durchführen, Sie würden sich nicht mehr wundern, wie ich an seinen Beschäftigungen

Geschmack finden könne? Die Experimente sind ihm nichts weniger, als die Hauptsache. Im Gegentheil ist er eigentlich von der wahren Natur begeistert, so sehr wie ich es nur seyn kann. Und von ihm habe ich zuerst begriffen, wie die wahre Begeisterung so überaus still und stät ist. An den Gränzen seines Gebietes, ich meine da, wo die deutliche Einsicht noch mangelt und die Erkenntniß neuer Gesetze durch Experimente und Rechnungen zu erringen ist, da arbeitet er mit glühendem Eifer und ist unermüdlich wie ein Kriegsmann an den Gränzen. Wo aber Zusammenhang und Übersicht bereits gewonnen sind, da beherrscht er sein Reich mit der ruhigen Liebe, die aus reifer Einsicht hervorgeht. Sein eigentliches Wesen aber lebt in dem hellen Mittelpunkte, von dem seine ganze Sphäre beherrscht wird, in der

ehrfurchtvollen Anerkennung der geistigen Kräfte und Gesetze.«

»So ist er kein Naturforscher im gewöhnlichen Sinne,« sagte Wilhelm.

»Gewiß nicht,« antwortete Ludolf. »Ihm ist kein Gesetz gleichgültig, das wirklich in der Welt Bestand hat und darum auch nicht die Gesetze meiner, so wie jeder andern Kunst. Eben, daß er keine willkührlichen Gränzen setzt, wie weit ihn die Natur angehen solle, unterscheidet ihn. Wer die Natur ganz verstehen will, dünkt mich, sollte sie doch erst ganz sehen. Und was kann wichtiger und reizender seyn, als von einem solchen Manne sich belehren zu lassen, wie die ganze Welt von einem geistigen Wesen geschaffen und getragen, geordnet und verwaltet werde und wie überall im Kleinsten sich eben dasselbe kund thue, was im Größe-

ſten lebt. Es iſt mir, als ob ich erſt von ihm gelernt hätte, die Geſtalten nicht allein zu ſehen, ſondern auch zu begreifen.«

Neuntes Capitel.

Es gibt eine Freundschaft, die von der Liebe in ihrem Wesen wenig unterschieden ist. Die Gedanken und Gefühle fließen eben so leicht und vollständig von einem Geiste in den andern über, und jeder Theil kennt nicht bloß die äußeren Begebenheiten aus dem Leben des Andern, sondern auch den Sinn, mit dem sie aufgenommen waren und das Urtheil, das sich zuletzt darüber bildete. Zugleich weiß Jeder mit Sicherheit, wie der Andere überall fühlen und urtheilen werde.

Wenn eine solche Freundschaft selten ist, so ist ja auch eine solche Liebe nicht ganz gewöhnlich. Beide haben Bedingungen, welche sich nicht häufig erfüllen.

Eine solche Freundschaft begann sich bald zwischen Meistern und Ludolf anzuknüpfen. Ludolf war lebhafter, aber er war es schon in seinem vertrauten Umgange mit Junius gewohnt, aus seiner Beweglichkeit heraus in die Stille eines verwandten Geistes unverworren hinüberzublicken. Und wenn Junius seine Ruhe fest behauptete, so widerfuhr unserm Helden, was Jedem zu widerfahren pflegt, der mit einem schneller wandernden Gefährten auf einem Wege zusammentrifft und ihn nicht lassen mag. Man beschleunigt seine Schritte und kommt unbemerkt mit ihm in denselben Gang. Wilhelm hatte von seiner früheren Nachgiebigkeit noch

genug behalten, um sich mit Leichtigkeit in Ludolf's belebte Weise zu finden. Dieser führte selten ein längeres Gespräch, ohne den Gegenstand zu wechseln. Aber seine Sinnesweise lag schon nach den ersten Unterredungen Jedem, der Anlage hatte, es zu verstehen, offen vor. Und das Bewußtseyn, daß man ihn ganz durchblicke, veranlaßte dann ein ungehemmtes Vertrauen.

Diese Offenherzigkeit, die ihn liebenswürdig machte, hatte unserm Meister von Haus aus gefehlt. Er gestand sich, daß lange Zeit hindurch nicht die Menschen, die er am meisten achtete, sondern die, welche ihm die bequemsten waren, seine umständlichsten Mittheilungen empfangen hätten, und daß Philine durch ihn selbst mehr über ihn erfahren habe als Natalie. Aber Ludolf's Beispiel zog ihn fort und munterte ihn auf,

und so kamen die so gern verschwiegenen Abschnitte seines Lebens nach langem Ruhen wieder aus ihrem schattigen Versteck hervor.

Er erleichterte sich seine Geständnisse dadurch, daß er die Hefte seiner Lehrjahre, die er in Abschrift mit sich führte, seinem Freunde in die Hände gab. Aber er wagte es nicht, ohne einige vorläufige entschuldigende Bemerkungen. »Du würdest irren,« sagte er, — denn mit andern Förmlichkeiten hatten sie auch schon die fremderen Benennungen beseitigt — »wenn Du das Urtheil, welches in diesen Blättern über mich und Andere, wie über manche Begebenheiten gefällt ist, für das meinige halten wolltest. Einst traf es allerdings so ziemlich zu. Mein eigenes unklares und sinnliches Wesen war der Grund, weshalb ich auch in der Schäzzung Anderer irrte. Mit meinem Sinn hat

sich auch mein Urtheil verändert, und ich werde Gelegenheit haben, wenn wir über einzelne Abschnitte sprechen, es Dir zu beweisen.«

»Dein Leben hat etwas Ungeregeltes gehabt,« sagte Ludolf, »und doch nichts Außerordentliches, etwas Seltsames und doch näher betrachtet nichts Schönes. Der Auftritt mit Mignon ist das einzige, was anziehen muß, aber freilich nur als Erscheinung, denn in's Herz aufnehmen kann man das Wunderliche nicht.«

»Du irrst aber sehr,« versetzte Meister, »wenn Du glaubst, daß mir damals jene Menschen eben so erschienen wären, wie jetzt. Nein, vielmehr war mir Mariane einige Zeit durch das liebste, und Philine zu einer andern Zeit das interessanteste Wesen auf Erden, die ich jetzt Beide nur noch wegen ihrer

innigen Verflechtung mit meinem Schicksale im Herzen trage.« — »Wenn die erste Liebe,« sagte Ludolf, »wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so muß man Dich unglücklich nennen, daß Dir nicht gegönnt war, sie in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Du wurdest von ihr mir durch eine harte Schule geführt, in welcher Du nach einem kümmerlichen Genuß gezwungen warst, Deinen besten Wünschen zu entsagen, und das, was Dir als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen. Mariane mag ein reizendes Mädchen gewesen seyn, das endlich Deiner Unschuld gegenüber anfing, in sich zu gehen. Aber Du bist zu gutmüthig, wenn Du glaubtest, als ob Du an ihrem Unglücke Schuld wärest. Sie hat sich nie Dir ganz ergeben. Sie hat bis

auf's Letzte zwischen Dir und dem Schlechten geschwankt. Wie Deine Leidenschaft sie auf Augenblicke in eine bessere Welt hinüberrückte, da lernte sie erst, wie von oben herab, aus Licht und Freude in's öde, verworfene ihres Lebens hinunter sehen. Aber eine elende Creatur bleibt das Weib, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt. Sie fand sich gewiß äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer und ihr Herz hatte keinen Wiederhalt. In diesem traurigen Zustande schloß sich ihre Neigung mit zwiefacher Heftigkeit an Dich fest, und ihre Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, Dich zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte. Wie war es anders möglich, als daß sie endlich ihrem Schicksale fiel?«

»Laß sie,« sagte Wilhelm. »Gib mir lieber über die späteren Ereignisse Dein Urtheil.«

»Ehrlich gesagt,« versetzte Ludolf, »Du mußt in einem wunderlichen Maße zerstreuet und achtlos gewesen seyn, daß Du nicht besser aufgemerkt hast. Daher ist es denn gekommen, daß Dich die gemeinen Menschen, die das merkten, geneckt und mißbraucht haben, während Du Dich einbildetest, sie zu übersehen. Für die Kunst warest Du gewiß in der schlechtesten Schule. Von innigem Auffassen des Lebens war bei so weniger Besonnenheit wohl keine Rede, und so mußte, ungeachtet Deiner großen Fähigkeiten, zuletzt die Erschlaffung so weit gehen, daß Du der Kunst fast abstarbest. Aber, wie hast Du's möglich gemacht, Dich wieder zu ermuntern? Wenn Du Dir nicht selbst Un-

recht gethan hast, so ist ja Niemand weniger sich gleich geblieben, wie Du?«

»Eben darum,« sagte Wilhelm. »Lange umhergetrieben von fremdem Willen, begriff ich endlich, daß die eigene Willenlosigkeit daran Schuld sey. Alsobald schien mir nichts ein größeres Bedürfniß, als ein eigener und recht fester Wille. Je mehr mein früheres Leben die Bethätigung innerer Untreue war, desto mehr Werth legte ich jetzt auf innere Treue.«

»Du hast mir Deine letzten Begegnisse noch nicht erzählt,« sagte Ludolf, »und in denen muß denn wohl dasjenige liegen, was Dich umstimmte; denn in diesen vier ersten Heften finde ich von Anfang bis Ende dieselbe Schwäche wieder. Erst schwankt Dein Herz zwischen Natalien und Philinen, dann zwischen Natalien und Marianen, darauf

zwischen Natalien und Theresen. Endlich und nicht eher, als bis kein anderes weibliches Wesen mehr da ist, das Dich anziehen könnte, wie Du Marianen's Tod erfahren, wie Philine zu dem unerfreulichen Friedrich und Therese zu Lothar übergegangen, da entscheidest Du Dich für Natalien allein. Mich dünkt aber, vergib mir die Offenherzigkeit, eben dieses hätte Dich warnen müssen, daß sie nicht ganz für Dich passe und ein aufmerksamer Leser Deiner Hefte zweifelt kaum, daß Du mit dem ersten reizenden Mädchen, das Dich wieder anzog, wieder in die Irre kommest.«

»Natalie,« sagte Wilhelm mit nicht geringer Verlegenheit, »ist ein Wesen, dessen herrliche Ausbildung die höchste Achtung verdient, an deren reiner Vortrefflichkeit ich nie gezweifelt habe, an die ich noch immer nicht

anders als mit einem Gefühle tiefer Verehrung denke. Eben diese ehrfurchtvolle Scheu hielt mich so lange von ihr fern, und bei der kurzen Zeit, die ich in ihrer Nähe lebte, konnte sich dieselbe nicht verlieren.«

»Ich kenne das,« sagte Ludolf. »Aber, Freund, mich dünkt, Du gestehest meine Bedenklichkeit zu. Und wenn das ist, so bist Du in Deinem Leben in denselben Fehler gefallen, wie die meisten Deiner Kunstgenossen in ihren Werken. Da stellen sie lauter solche Geliebte auf, vor welchen der Held nie den Respekt verlieren kann. Aber eine solche Lage ist nicht für das stete Zusammenleben gemacht. Nur wo man wie in einen klaren Krystall in das Innere eines Weibes hineinblickt, wo man nicht bloß eräth, sondern kennt, wo man in gleichem Maße geliebt wird, wie man liebt, geachtet

wird, wie man achtet, nur da ist rechte Einigung möglich. Das ist die wahre Liebe, welche beseligt. Und wie man das Erhabene dem Schönen nachsetzt, ob jenes gleich mehr imponirt, so halte ich auch die bewundernde Achtung gegen ein Weib für weniger als die Liebe, obgleich jene sich besser gruppirt. Ich werde nie die wählen, vor der mich solche Ehrfurchtschauer überrieseln, sondern die, bei der ich mit der glücklichsten Ruhe mir gestehen darf, daß ich sie ganz durchblicke, wo ich alle Winkel des Herzens mustern und nachsehen kann, ob Alles ächt sey, wo ich bis zum Verlobungstage fest und gewiß werden kann, ob ich mein Glück nicht verspiele um eines nie sich erfüllenden Traumes willen.«

»Wie sehr hast Du Recht!« sagte Wilhelm. »Und doch ist es das erste Mal, daß

ich einen Künstler so reden höre.« — »Schlimm genug!« fuhr Ludolf fort. »Aber da seyd Ihr Dichter großentheils Schuld, indem Ihr immer nur das, was in der Anschauung reizend, nicht das, was im Besitze genügend ist, zu empfehlen wisset. Ihr versorgt Euren Helden immer mit einer Geliebten, die so erhaben und herrlich vor ihm steht, daß er sie vergöttern muß. Wenn Ihr ihn aber bis zur Heirath verholfen, so brecht Ihr klug ab und lasset ihn selbst zusehen, wie er's anfangen will, daß er in seinem Hause Herr werde, oder wie er seine Vergötterung behaupten will, falls die Angebetete, ich will bloß sagen, nicht die soliden Eigenschaften einer Hausfrau hat. Schelte mich nicht prosaisch, ich rede eben für das Schöne im Leben. Wählt der Mann eine Geliebte, die er über sich erkennt, so täuscht er entweder

sich selbst, oder er macht seine Geliebte unglücklich. Vielmehr muß er für sich nach dem Erhabenen, bei der Wahl seiner Frau aber nach dem Schönen suchen. Denn die Frau soll zu dem Manne hinaufsehen, das ist Ordnung.«

»Also das Deine Meinung über die Ehe, die Du früher nicht aussprechen wolltest?« sagte Wilhelm.

»Versteh mich nicht unrecht,« fuhr Jener lebhaft fort. »Ich gebe dem Dichter gern alle Formen der Liebe zur Schilderung frei. Meinetwegen mag er die Geliebten von seinen Helden vergöttern lassen, so oft er einen Roman schreibt. Im Leben aber, wünschte ich, richtete er sich nach den Bedingungen, unter welchen die Liebe nicht die schäumendste, sondern die ausdauerndste ist, und wählte nicht gleich seinen Helden die

Angebetete, sondern die sich ihm Anschließende. Alles, was man anbetet, verliert seinen Reiz, wenn man's tagtäglich im Hause hat. Nur ein treuer, reiner Sinn und die Tüchtigkeit im Kleide der Bescheidenheit genügt immer. Wer für sein ganzes Leben eine Gefährtin wählt, der muß auf Treue, innere Zucht und klare Beherrschung des Hauswesens rechnen können. Ich versichere Dich, wenn ich einmal darauf falle, mich zu verehelichen, so werde ich auf Schönheit, Geist, Belesenheit, Kunstfertigkeit wenig sehen. Dergleichen Stücke sind bloße Ausstellungen für Jedermann, und man hat an ihnen eben so viel Genuß, wenn man bloß der Hausfreund, als wenn man der Ehemann ist. Auch werde ich, wie schon gesagt, nicht diejenige wählen, vor der ich die entzückteste Hochachtung habe. Nein, wo ich Häuslichkeit, Unverdor-

benheit und einen nicht beschränkten und doch treuen Sinn finde, da will ich einschlagen. Solche Einfachheit wird mit dem edelsten Herzen, mit dem gebildetsten Geiste des Mannes nicht zu theuer bezahlt.«

Wilhelm fuhr fort: »Wie hast Du so sehr Recht, wenigstens in dem, was Du über die zurückweisende Hochachtung bemerkst. Aber laß mich die Hefte mündlich ergänzen, wie ich es Deiner Freundschaft schuldig bin.« — Er erzählte nun seine Ankunft auf dem Schlosse des Barons, seinen Umgang mit Mathilden, sein Gefühl in ihrer Nähe, den Übergang seiner Liebe zu dieser. »Wahrlich,« sagte er, »ich wüßte nicht, wie ich Natalien, Mathilden oder diese jener in irgend etwas unterordnen sollte; aber Mathildens Seele liegt aufgeschlossen vor mir, ich verstehe sie um eben so viel besser, wie sie mich.«

»Es ist kein Zweifel,« sagte Ludolf, »daß Dein Herz Mathilden zugehört, die Du mit freiem Sinne wähltest und die Sache wäre leicht entschieden, wenn nur das leidige Gelübde nicht wäre.«

»Allerdings,« antwortete Wilhelm. »Aber nachdem ich das an Theresen kaum gegebene Wort löste, um Natalien zu besitzen, würde ich vor mir selbst einen Ekel fühlen, wenn ich dieses zweite Wort ebenfalls bräche. Angenehm freilich erscheint mir's nicht, sich der eigenen Frau halb anbetend unterzuordnen, und obenein allen Zubehör anmaßender Verwandten und Hausfreunde zu respektiren. Aber mein Selbstgefühl fodert die Lösung des Wortes und seit ich von Mathilden entfernt bin, arbeite ich nur daran, die Kraft zu gewinnen, sie zu vergessen.«

»Es scheint mir darauf anzukommen,«

sagte Ludolf, »ob Natalie als Deine Verlobte Dich wirklich liebt. Nach Deiner eigenen Erzählung deutet ihr Zögern, ihre Zurückhaltung eben nicht darauf hin. Und nimm's nicht übel, wo die Neigung auf des Mannes Seite die Gestalt der Hochachtung hat, da sieht sie sich gewöhnlich auf des Weibes Seite wie Herablassung an. Und dergleichen dauert gewöhnlich nicht länger, als bis die eigentliche Liebe begriffen wird. Liebt Dich nun Natalie wirklich nicht, so wird sie ihrerseits eine Lösung des Gelübdes wünschen, sobald sie nur selbst anfängt wahrhaft zu lieben. Sie wird dann auch ihren Wunsch darüber aussprechen. Und dann mein' ich, steht es Dir nicht übel, ihr das gegebene Wort achtungsvoll zurückzugeben.« — »Deine Darstellung würde überall passen,« sagte Wilhelm, »nur bei Natalien

nicht. Sie hat eigentlich gar keine Leidenschaft, nicht einmal die Anlage dazu; es ist alles an ihr Besonnenheit und Ruhe.«

»Mag Dir das ein Anderer glauben,« sagte Ludolf. »Daß sie für Dich keine eigentliche Liebe empfand, stelle ich mir wohl vor; Du scheinst mir auch in der That für sie zu jung.«

»Kennst Du sie denn?« fragte Wilhelm.

»So wenig, wie ihr Alter,« sagte Ludolf lächelnd, »und bei Mädchen, wie Du weißt, erfährt man dieses ohne List nie genau. Indeß will ich Dir sagen, wie ich dabei rechne. Dein Schwager Werner hat nach seiner eigenen Aussage schon mehrere Kinder, und war doch bei Deiner Entfernung von Haus, so wie geraume Zeit nachher, noch ungetrauet. Die Gräfin aber war damals schon Ehefrau, und nun magst Du

rechnen wie Du willst, so hast Du für Natalien ein ziemlich reifes Alter; denn es steht einmal nach den Bekenntnissen einer schönen Seele fest, daß sie die ältere Schwester sey.«

»Scherze nicht,« sagte Wilhelm. »Es thut mir wehe, über sie scherzen zu hören.«

»Ist's denn eine Sünde,« fragte Ludolf, »einem Mädchen sein Alter nachrechnen? Ich versichere Dich, meine Absicht war keine andere, als Dir zu zeigen, weshalb in Eurem Verhältniß die Hochachtung mehr als die Liebe sich zu Tage legt. Aber ich will Dir einen Rath geben, und ich denke, daß er zuverlässig gut ist. Höre auf, Dein eigenes Herz zu ängsten; laß es sich klar bleiben und vertraue Dein Schicksal dem Himmel, so lange Du selbst nichts dafür thun kannst. Forsche aber dem Wesen der reinen Liebe

nach und sprich es dann in einer Dichtung aus. Auf allen Fall gewinnst Du dadurch sehr viel, Du lernst die Liebe begreifen und trägst sie fortan unentreißbar in Dir selber. Und ob Du sie dann auch nie erwiedert fändest, Dein Lohn ist doch, etwas zu kennen, was dem Dichter bekannt seyn muß und Dir bei Deinem Widerstreben vergebens klar zu werden sucht. In der klaren Erkenntniß, selbst der schmerzlichsten Wahrheit, ist immer mehr Zufriedenheit, als in der sich hinhaltenden Unklarheit.«

»Ludolf,« fuhr Wilhelm auf, »Du weißt nicht, wie viel Gefährliches Dein Rath hat. Gerade der von Dir gemachte Vorschlag, lag mir immer so nahe. So oft ich mich nach einem Gegenstande für eine Arbeit umsah, trat dieser immer vor mich hin und ich kämpfte mit mir selbst, ihn wie einen Versucher zu-

rückzuweisen. Und nun kannst Du selbst ihn mir empfehlen, Du, dessen Wohlmeinen ich so stark vertraue? O, Ludolf, wenn's nun anders käme!« — »Und wenn auch,« sagte Ludolf. »Die reine Liebe ist eine Blüthe der Ewigkeit, mag ihr Schicksal seyn, welches es wolle. Dieser Blüthe in ihrem Aufbrechen aus Furcht den Kelch zu binden, das halte ich niemals für wohlgethan.«

Zehntes Capitel.

Unter den Stücken, welche unser Freund in früherer Zeit auf dem Theater hatte kennen gelernt, befand sich eines, das die Geschichte der unglücklichen Agnes Bernauer zum Gegenstand hatte. Es war ihm schon früher in Sinn gekommen, dieselbe Geschichte zu behandeln, da ihm die ältere Arbeit nicht genügte. Jetzt, nach Ludolfs Aufforderung, gab er sich an's Werk.

Unsere Leser kennen die Geschichte jenes unglücklichen Mädchens, das einem bereits

durch Versprechen an eine Prinzessin gebundenen Fürstensohne, liebend dem Liebenden, ihre Hand reichte und auf eine so traurige Art ihr Leben in den Fluthen der Donau beschließen mußte. Sie schien unserm Freunde die nöthigen Hauptpunkte, welche seine Aufgabe bedürfte, zu enthalten. Die Prinzessin ließ sich auf das natürlichste so darstellen, wie sich Natalie Wilhelmen dargestellt hatte, reizend, edel, mit dem vordringenden Eindrucke der innern Hoheit. Der Prinz hätte allerdings dieses Gefühl der hochachtenden Scheu seines gleichen Ranges wegen in neueren Zeiten nicht so leicht aussprechen können. Da aber das Stück in der eigentlichen Ritterzeit spielen mußte, so gab eben dieser Umstand Gelegenheit, den Charakter der ächten Chevallerie, des ritterlichen Frauendienstes mit treffender Genauig-

keit zu schildern. Diesem Charakter war es gerade am entsprechendsten, wenn der heldenmüthige und ebenbürtige Prinz vor seiner edlen und schönen Verlobten jene sich selbst unterordnende Hochachtung zeigte. Agnes mußte dagegen jenes Unaussprechliche in ihrem Wesen haben, was Mathilde für Wilhelm hatte. Sie mußte dem Gemüthe des Prinzen so ganz mit dem ihrigen entsprechen, daß er, ohne sich der Hochachtung bewußt zu werden, von der innigen Betrachtung ihrer hellen, reinen Seele gar nicht loszukommen wußte. Eben ihr niederer Stand erleichterte hier die Aufgabe, die chevallereske Liebe mit der, wie sie die ewige Natur fodert, zu vergleichen.

Bis so weit hatte die Anlage des Stücks für unsern Freund eine ungemeine Leichtigkeit. Die Hauptcharaktere waren ge-

geben. Auch die Nebenpersonen ließen sich aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrung leicht zusammenfinden, um die genaueste Charakteristik möglich zu machen. Nur der tragische Schluß schien hart werden zu wollen. Die Erfahrung fehlte hier, aber es half etwas anderes. Das war nämlich die lebhafte Furcht Wilhelms sowohl vor sich selbst und seinem Wankelmuthe, als vor dem üblen Willen Anderer. Wenn er sie nur etwas frei sich äußern ließ, so mußte sie ihm die nöthigen Situationen der letzten Abtheilungen lebhaft genug vergegenwärtigen. Keine Stimmung hat eine so allmählige Phantasie, als die Furcht. Sie ist das Mittel, wodurch der bessere Mensch dazu kommt, die Sinnesart der schlechtern zu begreifen. Die alles beschließenden Scenen aber durfte Wilhelm ruhig seinem Gefühle

allein überlassen. — Es war nicht nöthig, daß er bei dieser Arbeit sich eine besondere Muße und Stille gesucht hätte. Wenn er nach mehrstündiger Unterbrechung zu ihr zurückkehrte, so hatte er sogleich alle die Gedanken wieder beisammen, mit denen er aufgehört. Ja er bemerkte, daß er in solchen Zwischenzeiten vorarbeite und die zunächst zu schreibende Scene, wie ein gern erwogenes Räthsel mit sich trug. Nie hatte er über die Liebe so nachgedacht; nie seine Ueberzeugungen so aus sich selbst entwickelt. Immer heller wurde ihm, daß die eigentliche Liebe wirklich etwas anderes sey, als jene scheue Achtung, wie er sie gegen Natalien empfand, eine innige Nähe, wo ein Geist in den andern übergeht, ohne der Worte zu bedürfen, wo ein Blick eine ganze innere Welt aufschließt. In Nataliens Gemüth

blickte er wie in einen fernen, verklärten Raum, in Mathildens Seele wie in eine himmlisch lockende Heimath.

Oft vergaß er alles Schreibens und sann über die wunderbare Natur der Menschen nach, die so ganz sich verstehen können ohne Sprache, ja ohne Vorübung, über das seltsame Gemisch von Körperlichem und Geistigem, was sich bei der Liebe in jedem Blick, jedem Ton, jeder Geberde offenbart oder auch neu bildet.

Durch eine solche Hingebung des Dichters an seinen Stoff hätte sich leicht die Haltung des Ganzen und der feste Bau der Scenen schwächen können. Zum Glück hatte die Geschichte Wechsel und deutlich vortretende Fortschritte, und ihre Ausdehnung setzte den lyrischen Äußerungen des Gefühles in Monologen, Episoden und Ergüssen sehr enge

Gränzen. Jede Scene mußte sich bequemen, die Handlung auch an ihrem Theile fortzuleiten; keine war müßig. Aber gerade diese Raumverlegenheit zwang den Dichter, die Gefühle, die neben der Handlung keinen Platz fanden, mit dieser selbst zu vereinen, wie das Eisen mit der durchsichtigen Gluth. Die Begebenheit blieb überaus scharf bezeichnet und deutlich hervortretend stehen. Es umwölkte sie kein Nebel von Reflexionen, Klagen, Ergüssen; es zerrte sie keine überflüssige Episode aus einander. Aber was jede Person sprach, das trug den geschichtlichen Sinn in einem Hauche aus der Tiefe ihres Wesens und bildete eben so unvermerkt an der Charakteristik, als vornehmlich an der Entschleierung der Begebenheit weiter.

Die unnennbare Klarheit des Sophokles war ihm bereits so theuer geworden, daß

er sie für das schönste Gewand des Göttlichen und Schönen hielt. Damit stimmte seines Freundes Ludolf Überzeugung auf's volleste überein, der unter der Begeisterung nichts anders verstand, als jene innige Besonnenheit. Indeß läugnen wir nicht, daß sein Gefühl zuweilen überaus stark wurde. Die Natur im Spätherbste schien den Frühling nachzuträumen, und Seegegenden haben besonders in der späten Jahreszeit etwas die Erinnerung zur Wehmuth Neigendes. Morgens, wenn er vor der Arbeit in die verschleierten Hügel hinaussah, die sich aus den Nebeln wie aus Nachtdecken aufzurichten schienen, bis mit dem Tage gewöhnlich der Regen niederfloß, so war es ihm, als sähe er die Donauufer bei Straubing, wo Agnes starb, bald, als wollte sich das Thal gestalten, wo Mathilde lebte. Dann stei-

gerte sich die Wehmuth bis zu einem körperlich schmerzhaften Gefühle und er mußte sich mit Gewalt ermuntern. Nach solchen Augenblicken ging er an seine Dichtung, um sich selbst zu beschwichtigen. Ein so starkes Mitgefühl schien Ludolfs Versicherung unwahr und des Dichters Liebe zwar ihm selbst heller, aber nur unwiderstehlicher zu machen. Aber der gewählte Stoff arbeitete dem entgegen. Die Geschichte foderte es, daß der Prinz seines Versprechens gegen die Verlobte vergaß oder es brach, und daß eben dadurch Agnes schuldloses Opfer nothwendig wurde. Wie hätte Meister, der in dem Prinzen sich selbst wiederfand und schilderte, es nicht tief empfinden sollen, was die Geschichte ihn lehrte. Je mehr er sich mühte, in seiner Darstellung alles, was den Helden entschuldigen konnte, bestens geltend zu machen,

desto entschiedener fühlte er, daß selbst die Liebe keinen Bruch des Manneswortes recht-fertige und daß, wo keine Ausgleichung mög-lich ist, die Treue auch über die reinste Liebe gewaltig seyn müsse.

Elftes Kapitel.

Wilhelm war mit Ludolf bei Junius zum Besuche. Dieser wußte die wissenschaftliche Unterhaltung sehr anziehend zu leiten.

Aber Ludolf sah ungeduldig aus dem Fenster. Es war ein heiterer, kalter Tag. »Ist es Euch zuweilen auch so,« sagte er, »als ob der Sonnenschein draußen Euch verhöhnte, daß Ihr in einer engen Stube sitzt? Ich kann mir dann nicht helfen, ich komme mir als ein Gefangener vor. Du, Junius, sprichst so viel von Proportionen, die sich

überall und in Allem als die wahre Grundlage offenbaren sollen. Aber ich versichere Dich, es ist zwischen dieser Stube und meinem Gefühle jetzt gar keine.«

»Gewiß,« sagte Junius, »sind, da Ihr hierher kamt, ein Paar Kraniche vorübergeflogen, und Du möchtest auch in die Weite.«

»Das nun eben nicht,« sagte Ludolf; »aber in der Heiterkeit draußen sonnen sich alle schönen Tage, die ich je verlebte.«

»Es ist uns nicht zu helfen,« sagte Junius lächelnd, »wir müssen heute mit ihm jagen gehen. Draußen, wenn ihm ein Paar Hasen über die Füße gelaufen, wird er wieder umgänglich.«

Man bewehrte sich mit Büchsen und schritt in den frischen Tag hinaus. »Ich sollte mich verschämt dabei zeigen,« sagte Ludolf, »daß Ihr Beide Euch in meine vor-

übergehende Stimmung fügt, aber was könnt' es helfen? Ich denke jetzt wirklich an Italien und doch ist es nicht das Land und was ich da erlebt habe, was mir auf einmal die Seele ausfüllt. Ich weiß ganz gut, daß ich an dem Menschenschlage gar keinen besondern Gefallen hatte, daß die Lebhaftigkeit ohne Innigkeit mir Ekel erregte, daß der herrschende Schmuz über das vereinzelte Schöne widrig vordrang, daß nicht alle Tage blau und nicht alle Gegenden reizend waren. Aber die Ferne, die ist's, was mich lockt. Wie ich damals nach Deutschland zurückdachte, wie unter den zwerghaften Pomeranzenbäumen nur die hohen, sonnigen Eichen, in dem Schmuzwinter die reinlichen Schneegegenden, bei den gelben Gaunergesichtern die ehrlichen, gesunden Deutschen in Gedanken lagen, so jetzt umgekehrt.«

»Es hat wohl Jeder solche Zeiten,« sagte Junius, »wo die Vergangenheit ihm lebhaft wieder vor die Seele kommt. So erinnere ich mich eben stärker als seit lange an die breiten, grünen Wasser des Rheins im Elsaß, an denen ich so oft stand, wenn von den herbstlichen Hügeln die Gesänge der Winzer herklangen. Der See dort ist breiter und seine Umgebung gewiß schön; aber doch kommt er mir zu eingeschränkt vor, wenn ich daneben an den Strom denke, der immer wandernd, mit immer neuen Wassern durch den Rheingau zieht. Ich bin nicht weit davon am Neckar geboren. Auch dort ist die Gegend lieblich. Aber wenn ich aus der Ferne den Rhein in seinen weiten besonnten Ufern sah, dann war mir das Neckarthal doch ebenfalls zu enge.«

»Und jetzt,« sagte Ludolf, »ist Dir

Deine Arbeitsstube sogar noch zu weit, daß Du sie mit allerlei Siebensachen einengst: wie kann ein Mensch sich ändern!«

Junius lächelte; »es gibt ja auch ein geistiges Umherschweifen, eine Weltbürgerschaft, die bloß mit den Gedanken geübt wird. Aber zuweilen, wie gerade jetzt, regt sich doch ein Verlangen in mir, die Gegenden, welche mich als Knaben entzückten, wiederzusehen. Deine Laune hat mich angesteckt.«

»Und Du,« wandte sich Ludolf an Wilhelm, »Du hörst, wir Beide sind in der Weite. Du wirst wohl allein dafür sorgen, daß wir heut Abend Wildprett haben.«

»Es ist kein Verlaß darauf,« antwortete Wilhelm und schwieg. Auf ihn machten die Bäume mit dem farbigen Rest ihres Laubes, die so unbewegt zwischen dem bereif-

ten Grase und dem lichtblauen Himmel standen, einen Eindruck von Ruhe, der von der Stimmung und den Reden seiner Begleiter durchkreuzt und in's Wehmüthige verändert wurde.

Jetzt zogen zwei Reiter ihre Aufmerksamkeit auf sich, die aus einem Gebüsche hervor und auf sie zu ritten.

»Coucy!« rief Wilhelm, plötzlich in seinem ganzen Wesen verändert und aufgeheitert und eilte ihm entgegen. Ludolf und Junius, von dem Namen des längst Erwarteten freudig getroffen, eilten ihm nach. Schon war der Hauptmann vom Pferde gesprungen und übergab es seinem Diener. Er umarmte Meistern. Dann grüßte er die Andern, wie sie hinzutraten, mit Herzlichkeit. Bei Wilhelms Briefe hatte er sich Ludolfs wieder erinnert und auch von Junius

hatte ihm Meister schon geschrieben. Der Maler war ganz im Taumel über das längst sehnsüchtig gewünschte Wiedersehen und darum mit sich selbst uneins, wie er den Ausdruck seiner Freude und den seiner Verehrung zugleich äußern wollte. Er drang darauf, daß Coucy sein Gast seyn müsse und daß man darum nicht nach Junius Landhause, sondern nach dem seinigen zurückkehren solle. Junius, der sich nach seiner Weise sehr still benahm, machte ihm darüber Vorstellungen, daß er schon einen Gast habe und ihm, dem Freunde, doch nicht allen Antheil an dem Genusse versagen dürfe. Eine starke Verlegenheit für den Maler; aber die Freundschaft siegte doch bei ihm, wie immer. Über dem Wechsel der Reden lernte Coucy das stille, tiefe Wesen des Naturforschers und den hellen Geist, mit dem er alles Wissen-

schaftliche auffaßte, schnell kennen. Er schlug sich in's Mittel und man einigte sich dahin, daß die beiden ältern Männer zusammenbleiben, übrigens tägliche Zusammenkünfte statt finden sollten. Coucy bemerkte voraus, daß er kein langes Verweilen versprechen könne.

Als er mit Meister allein war, fragte er noch einmal genau nach dem Äußerlichen jenes Fremden, welcher sich für den Hofmarschall des Fürsten ausgegeben und über den Meister ihm geschrieben hatte. Dann sagte er nach einigem Nachdenken: »Es ist zuverlässig der Fürst selbst gewesen und vielleicht erinnern Sie sich seiner Züge ebenfalls noch. Sie müssen ihn vor einigen Jahren auf dem Schlosse des Grafen gesehen haben. Er war damals Prinz und oberster Heerführer der Truppen; Sie aber waren als Schau-

spieler dort.« — Wilhelm erinnerte sich jetzt und bemerkte, daß ihm die Person sogleich aufgefallen sey, konnte aber nicht verbergen, daß ihn eine gewisse Anmaßlichkeit zurückgestoßen habe.

»Sie liegt allerdings in seinem lebhaften Charakter,« versetzte Coucy, »und sie mußte in diesem Falle besonders hervortreten, weil er Ihnen unbekannt war. Er ist jetzt Fürst, und welcher Fürst würde sich in gleicher Lage anders benehmen? Sie sind der gebietenden Stellung gewohnt und vergessen dann leicht, daß derjenige, gegen welchen sie dieselbe einnehmen, ihren Rang kennen müsse, um ihre Ansprüche zu dulden. — »Übrigens,« fuhr er fort, »ist seine Darstellung der Begebenheiten, welche meinen Austritt aus seinem Dienste veranlaßten, zwar unvollständig, aber doch, wie er sie gab, ein

Beweis seiner jetzt veränderten Stimmung. Ich vermuthe, daß er den Wunsch hegt, mich wieder bei seinem Heere zu sehen. Ein Wiederausbruch des Krieges ist unvermeidlich; er selbst, wie ich ihn kenne, verlangt darnach und wahrscheinlich ist dadurch die Erinnerung an mich lebendiger geworden. Geradezu sein Unrecht einzuräumen, ist seiner Stellung als Fürst und des Beispiels wegen bedenklich. Er wird vermuthlich den Versuch wiederholen, der bei seiner Unterhaltung mit Ihnen durchblickt, mich auf mittelbarem Wege von seinem Wohlwollen zu überzeugen, damit ich selbst die erste sichtliche Näherung auf mich nehme.«

»Und Sie werden seinen Wünschen nachgeben?« fragte Wilhelm, schon betrübt über den Gedanken, sich von dem trefflichen Manne scheiden zu müssen.

»Vielleicht,« war die Antwort. »Der bevorstehende Krieg wird mehr, als alle früheren, ein Volkskrieg seyn und es ist nicht zu läugnen, daß er sich bedenklich ansieht. Da muß jedes persönliche Interesse vor dem Dienste des Vaterlandes verschwinden. Der Fürst ist mehr Regent, als Heerführer, obgleich der Erfolg früherer Unternehmungen ihm den Ruf gegeben hat, daß er auch dieses sey. Als Regent ist er musterhaft, als Soldat zu wenig vorausblickend. Es wird sehr heilsam seyn, wenn er während der Dauer des Krieges das Land in Ordnung zu halten strebt und den Armeebefehl an einen Andern überträgt. Nur muß dafür gesorgt werden, daß dieser sich nicht in seiner Thätigkeit zu sehr gehindert finde und Sie begreifen, daß dazu bei den ersten Einleitungen das Wesentlichste gethan seyn wolle.«

Meister brach in Klagen aus, daß er nicht selbst die Waffen nehmen könne, um bei seinem Freunde zu bleiben. »Wenn ich nicht bestimmt erkennte,« sagte er, »daß ein solcher Schritt, ohne besondern Nutzen und für mich doch sehr nachtheilig seyn müßte, so würde ich Sie sofort bitten, mich bei sich aufzunehmen.«

»Nein,« versetzte Coucy, »bleiben Sie daheim, nicht bloß um Ihrer selbst, sondern auch um meinetwillen. Wenn ich mich zur Übernahme eines Commando's verstehe, so kann ich es doch nur unter der Voraussetzung, daß Sie bereit sind, so manches, was ich Ihnen anzuvertrauen habe, zu besorgen und zwischen mir und denen, die ich liebe, den fortwährend thätigen Vermittler zu machen.«

Wilhelm äußerte seine Freude über das Vertrauen, aber auch seine Bedenklichkeit,

daß ihm der Auftrag bei dem besten Willen, zu schwer werden dürfte. Coucy versetzte: »Sie mißtrauen zu sehr Ihrer eigenen Kraft. Endlich muß sich die Verwicklung, in die unser Schicksal verflochten ist, lösen und ich vermuthe, daß es nicht fern seyn wird. Für jetzt aber scheint es freilich noch nicht so. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich von unserm Baron, der Gräfin und Mathilden Briefe erhalten habe, deren Inhalt mich beunruhigt und deren Beantwortung Ursache war, weshalb ich so spät Ihnen hierher folgte. Nach unserer Abreise von jenen Freunden fand sich ein Offizier bei dem Baron ein, dessen Sie sich unter dem Namen Jarno erinnern werden. Ob die Baronesse seine Ankunft veranlaßt haben mag, weiß ich nicht bestimmt. Sein Auftrag war, im Namen des Freiherrn Lothar und auf An=

rathen meines Bruders, des Abbé, für den jungen Baron Friedrich um Mathildens Hand zu werben. Diese wies den Antrag mit Bestimmtheit zurück und wurde dabei von ihrer edeln Freundin, der Gräfin, treu unterstützt. Es erfolgten Auftritte, die den beiden edeln Wesen gewiß sehr schwer zu tragen wurden, und plötzlich war die Baronesse mit Jarno verschwunden. Wohin sie sich gewendet haben mögen, wußten die Schreibenden beim Abgang ihrer Briefe noch nicht.«

Wilhelm war von der Nachricht, daß man Mathilden mit dem leichtfertigen Friedrich habe verbinden wollen, so erschrocken, daß er seine Bewegung nicht verbergen konnte. Die Flucht der Baronesse mit Jarno erschien ihm weniger bedeutend. Er hatte schon vor Jahren ein geheimes Einverständniß dieser Beiden vermuthet, und konnte nicht anders

urtheilen, als daß die Entfernung der in den schönen Kreis so wenig passenden Frau diesen wohl anfangs, des Auffallenden wegen, betrübend, späterhin aber gewiß nur erfreulich für ihn seyn könne. Es fiel ihm ein, daß sein Freund jetzt keinen Grund mehr habe, von dem Gute des Barons sich entfernt zu halten, wodurch die entstandene Lücke gewiß auf's schönste wieder gefüllt werde.

»Dasselbe,« sagte Coucy, »baten alle übersandten Briefe und Sie werden nicht zweifeln, wie gern ich dem Rufe folgte. Aber die bloße Möglichkeit, dem Vaterlande nützen zu können, muß mich doch mehr bestimmen, als die Gewißheit eines ansprechenden Glückes. Einstweilen werde ich den Freunden den Anselmus mit einem Transport von Bergleuten zusenden und halte mich

überzeugt, daß der bewegliche Mann das Leben bei ihnen auffrischen werde. Für den guten Baron und den Grafen muß er schon darum ein trefflicher Gesellschafter seyn, weil er in ihre Lieblingsideen gewiß zu Anfang eingehen, aber mit deren starrer Unveränderlichkeit sich auf die Dauer gewiß nicht vertragen wird. Später wird auch Ludolf seine Gemälde, die er für den Grafen fertigte, dorthin bringen und vielleicht sich da festhalten lassen. Ihnen aber werde ich alles, was mir am meisten am Herzen liegt, anvertrauen. Es wird wahrscheinlich eine Reise in das Elsaß, mein Vaterland, dabei nöthig seyn. Aber ich weiß, daß Sie für den Freund die Mühe nicht scheuen.«

Unser Freund wiederholte in den lebhaftesten Ausdrücken seine Bereitwilligkeit, alles und jedes, was Coucy von ihm fordern werde,

zu übernehmen. Er hatte sich nie so gehoben gefühlt, als bei diesem vielsagenden Beweise des Zutrauens eines in seiner Achtung so hoch stehenden Mannes.

Zwölftes Capitel.

Unsere vier Freunde lebten bei aller Thätigkeit jetzt mehrere sehr angenehme Tage, indem Jeder eine unterschiedliche Beschäftigung für die einsamen Stunden und doch Sinn und Neigung hatte, sich den Übrigen auf das nächste anzuschließen. Ludolf arbeitete an der Vollendung seiner Gemälde, und Wilhelm an der Vollendung seines Trauerspiels; zugleich unterhielten sich Beide viel über die Kunst, und nicht minder über die Personen Mathildens, der Gräfin, des Gra-

sen und des Barons, von denen Wilhelm eben so gern sprach, als Ludolf ihm zuhörte. Zuweilen kam die wilde Emma herüber, um sie wegen ihres Fleißes auszuschelten und zu allerlei kleinen Ausflügen einzuladen, die sie dann gewöhnlich auch mitmachten. Das Mädchen blieb sich in seinem Charakter völlig gleich und Meister überzeugte sich immer mehr, daß sie wirklich ein kräftiges, nur noch wenig entwickeltes Gemüth, wie auch, daß sein Freund Ludolf ihre Scheu vor jeder auf Leidenschaft deutenden Vertraulichkeit nicht übertrieben habe. Dadurch bekam sie in seinen Augen einen eigenthümlichen Reiz, der es veranlaßte, daß er sie gern sah und wohl nicht mit Verlangen, aber mit Wohlwollen und Vertrauen ihr sich näherte.

Junius förderte mit Eifer seine Arbeiten. Er wußte, daß sein Ludolf bald abrei-

sen werde und befürchtete, daß derselbe nicht so schnell zurückkehren dürfte. Ohne ihn zu leben war ihm unmöglich; er wollte sich also rüsten, ihn zu begleiten. Nicht minder thätig war Coucy, um durch Briefe die Lage seiner fernen Freunde ordnen zu helfen, und außerdem arbeitete er noch vieles, was durch die erwartete Umstellung seiner Verhältnisse empfohlen schien. Beide Männer schlossen sich bald sehr nahe an einander an; ihr Alter entsprach sich, sie hatten Beide wohl ein Jahrzehend vor den jüngeren Freunden voraus, und zu ihrer Freude fanden sie einer im andern Landsleute; denn sie waren Beide von den oberen Rheinufern gebürtig. In lichter Gründlichkeit des Wissens stand keiner dem andern nach, und dieses hatte auch ihrem Charakter eine gewisse Gleichheit fester Ruhe gegeben, die sie mit Zufriedenheit an einan-

der bemerkten. — Wenn die beiden Paare zusammenkamen, was regelmäßig alle Tage wenigstens ein Mal geschah, so herrschte jedoch die Kunst in der Unterhaltung vor und nur den allgemein interessirenden Mittheilungen aus früheren Erlebnissen wurde daneben eine Stelle eingeräumt.

Bei einem solchen Anlaß kam die Rede auch auf den Bruder Coucy's, dem bekannten Abbé, und auf die Confessionsverschiedenheit beider Brüder.

»Unser Freund Meister,« sagte Coucy, »äußerte darüber schon früher seine Verwunderung, so wie auch über so manche Verschiedenheiten der Ansicht, die zwischen dem Abbé und mir bestehen. Es fehlte mir früher an Neigung, mich darüber zu erklären und er wird das entschuldigen, wenn er bedenkt, daß ich zu dem Behuf in die Erzäh-

lung früherer Verhältnisse hinüberkommen mußte. Jetzt ist er damit bekannter und da wir vielleicht bald uns trennen, aber gewiß öfter unserer gedenken werden, so will ich das Vergessene nachholen.«

»Meine Familie stammt, wie Sie schon beiläufig gehört haben, aus dem südlichen Frankreich, wo sie in früheren Zeiten nicht ohne Ruf, später aber auf ein einziges Stammgut beschränkt und deshalb ziemlich übersehen war. Mein Vater, der einzige Erbe des mäßigen Vermögens, faßte darum in jüngeren Jahren den Entschluß, die verschuldete Burg den Gläubigern ganz abzutreten, da er sich nicht überwinden konnte, lebenslänglich sich mit der Verbesserung seiner Wirthschaft zu quälen, und die zum Theil armen Familien seiner Gläubiger durch die damals noch geltenden Vorrechte seines

Standes in Verlegenheit zu setzen. Nach allem, was ich von ihm gehört habe, denn ich habe ihn nicht gekannt, war er ein sehr braver, ehrliebender Mann und was ich nicht übergehen darf, in dem Äußerlichen seines kirchlichen Glaubens sehr gewissenhaft. Er nahm Dienste in dem Heere seines Königs und fand Gelegenheit, sich durch seinen Muth hervorzuthun und zu einigem Ansehen emporzuarbeiten. Als jedoch der Friede zurückkehrte, mußte er erfahren, wie viel ihm mit dem Mangel an Familienverbindungen fehlte. Er wurde bei der Verminderung des Heeres zwar ehrenvoll, aber doch mit einer sehr kargen Besoldung entlassen und seinem eigenen Schicksale zurückgegeben. Jetzt siedelte er sich in dem Elsaß an und lebte von dem Erwerb, den seine Tüchtigkeit in den mathematischen Wissenschaften ihm zuwandte.«

»Auf einer kleinen Reise, die er über den Rhein in das südliche Deutschland machte, lernte er meine Mutter kennen. Sie zog ihn bald durch ihr ganzes Wesen an. Da sie aber von einem sehr angesehenen evangelischen Hause und mit einer jüngeren Schwester Erbin aller der weitläufigen Besitzungen war, die ihren Eltern als Lehne oder durch Ankauf zugehörten, so würde mein Vater seine Neigung wohl verheimlicht und überwunden haben, wenn sie nicht gleichzeitig eine noch stärkere zu ihm gefaßt hätte. Es fand große Schwierigkeit, ehe die Eltern meiner Mutter in ihre Verbindung mit meinem Vater willigten. Aber der Tod meines Großvaters, die Nothwendigkeit eines männlichen Beistandes bei den leicht vorauszusehenden Lehenstreitigkeiten, die treue Hülfe meines Vaters und sein ganzer Charakter

überwanden endlich die Abneigung vor seinem Bekenntniß. Die Verbindung kam zu Stande und scheint das, was man gegen Ehen von gemischtem Bekenntniß vorbringt, von Seiten des Glücks und der Zufriedenheit beider Vermählten bündig widerlegt zu haben.«

»Aber mit wie gutem Grunde man solche Verbindungen dennoch widerrathe, zeigte leider der Erfolg. Die Anverwandten und der Lehenhof hatten die Bedingung gemacht, daß einer der Söhne, mit denen der Himmel das junge Paar segnen möchte, wider die gewöhnliche Regel in dem evangelischen Bekenntnisse erzogen werden solle, und mein Vater war damit zufrieden gewesen. Mein Bruder wurde zuerst geboren. Da die Besitzungen als Majorate ihm dereinst zufallen mußten, so wendeten die Glaubensgenossen

meines Vaters ihren ganzen Einfluß bei diesem an, damit das Kind gleich von einem katholischen Priester getauft würde. Dem Einflusse des Beichtvaters gelang es sogar, die Mutter zu überreden, daß das Gesetz, welches eigentlich alle Söhne der Confession des Vaters zuspricht, diese Genugthuung heische und so wurde mein Bruder der katholischen Kirche bestimmt.«

»Man mochte dabei wohl auf ein längeres Leben meines Vaters gerechnet und sich Hoffnung gemacht haben, daß auch die Mutter dann mit der Zeit zu dem Bekenntnisse des Mannes und des Erstgebornen sich bequemen werde. Aber der Himmel wollte es anders. Nach zwei Jahren wurde ich geboren. Der Vater setzte über den Rhein, um mit seinem Beichtvater, der jenseit des Stromes wohnte, wegen der Übertragung der

Taufe an einen evangelischen Pfarrer zu reden. Er wurde bis in die Nacht aufgehalten; das Wasser war stürmisch; das leichte Boot schlug um und ich verlor meinen Vater wenige Tage nach meiner Geburt.«

»Die Verwandten meiner Mutter konnte nun nichts abhalten, mich durch einen Geistlichen ihrer Confession taufen zu lassen. Zwar versuchten die Katholiken noch jetzt alles, um das zu hindern. Der Schiffer, welcher meinen Vater übergesetzt hatte, war gerettet worden und bezeugte vor Gericht, daß mein Vater kurz vor seinem Tode sein jüngstes Kind dem Priesterstande gelobt habe. Aber diese Aussage hatte durchaus nicht den erwünschten Erfolg. Die mütterliche Verwandtschaft hatte das bürgerliche Recht und die Stipulationen des Ehecontrakts auf ihrer Seite, und da sie schon vorher beabsichtigt

hatte, meinen Bruder zum ehelosen Stande zu erziehen, so drang sie jetzt um so mehr darauf, daß das von dem Schiffer bezeugte Gelübde allerdings, aber in rechtlicher Form erfüllt werden und der katholische Sohn künftig in den Klerus hinübertreten müsse. Nach einigen rechtlichen Weiterungen erlangten sie alles, was sie suchten.«

»Wir beiden Knaben wurden hierauf frühe getrennt. Das Mißtrauen war durch das Vorgefallene zu lebhaft angeregt, als daß die Katholiken meinen Bruder in der Nähe seiner Mutter gelassen, oder die Verwandten der Letztern ihrerseits in unsere gemeinschaftliche Erziehung gewilligt hätten. Erst als unser beider Confession durch uns selbst bestätigt war, ließ man uns Brüder wieder zusammenkommen, und vielleicht wäre es auch da noch nicht geschehen, wo nicht unsere

Mutter gestorben wäre und uns als Waisen zurückgelassen hätte. Mein Bruder hatte das Unglück gehabt, von sehr beschränkt denkenden Geistlichen erzogen zu werden. Er war in seinem ganzen Wesen höchst unfrei, in seinem Benehmen ängstlich, in allem Wissen vernachlässigt. Bloß die kirchliche Lehre und die Polemik gegen das evangelische Bekenntniß hatte man ihm auf's Beste gelehrt. Dagegen war ich nach einem Entwurfe unterrichtet und erzogen, den der Gemahl von der Schwester meiner Mutter angegeben, und der noch jetzt meinen Beifall hat, nur daß der Sinn für den Glauben gar nicht angesprochen und durch die Methode meiner Lehrer beinahe getödtet wurde. Ich kann das Gefühl gar nicht beschreiben, in welchem ich zuerst mit meinem Bruder zusammenlebte. Seine ängstliche Geistesbeschränkung war mir

eine stete Aufforderung zur Betrübniß. Er dagegen machte mir wegen meiner Nachlässigkeit in äußern Andachtsübungen unaufhörlich die ernstesten, wohlgemeintesten Vorstellungen.«

»Reden Sie von dem Abbé?« fragte Wilhelm erstaunt.

»Eben von dem,« sagte Coucy; »so war er damals. Freilich war etwas in ihm, das aufmerksamen Blicken eine künftige Veränderung hätte verrathen können. Man konnte ihm abfühlen, daß er das Joch einer fremden Form trug. Aber er selbst hielt sie für eigen und beachtete sie um so ängstlicher, je weniger sie ihm paßte und je mehr sie ihm doch als das Wichtigste vorgestellt war. Ich war nicht minder übertriebener Evangelischer, wie er peinlich ängstlicher Katholik. Die brüderliche Liebe war durch unser

Verwaisen in uns Beiden gleich hoch gestiegen. Wir liebten einander ohne Maß, weil wir so wenige hatten, die wir lieben konnten. Aber wir bewiesen unsere Zuneigung auf die sonderbarste Art in unaufhörlichen Streitreden. Mein Bruder glaubte nichts Angelegneres zu haben, als meine Seele nach seiner Vorstellung zu retten. Und mir kam es nicht aus dem Sinne, daß er unglücklich seyn müsse, und ich wollte ihn frei haben. Die Erwachsenen, wo sie Zeugen unserer Zänkereien waren, lächelten. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wie gründlich oder ungründlich die Sache von uns damals behandelt wurde. Es gelang keinem, den andern zu überwinden; aber unsere Liebe blieb ungeschmälert, und vielleicht gerade darum blieb in jedem von uns etwas von der Meinung des Gegners haften, das sich nachher ent=

wickelte. — Noch ehe mein Bruder mündig war, und also die Frage über das Erben der Güter von neuem in Anregung zu kommen brauchte, theilte er mir seinen Entschluß mit, wirklich die Tonsur zu nehmen. Es kränkte mich im tiefsten Herzen und ich versuchte nochmals, alle seine Gründe zu entkräften. Aber gegen den einen, daß des Vaters Gelübde erfüllt werden müsse, wußte ich selbst nichts vorzubringen. Einen zweiten Grund verschwieg er mir, und ich fiel nicht darauf, ihn zu errathen. Er wollte den Zureden unserer Verwandten entgehen, die ihn unter Vorstellung des reichen Erbes zum Austritt aus seiner Kirche häufig anreizten. Sein damaliger Gemüthszustand konnte diesen Gedanken nicht ertragen, und seine aufrichtige Liebe zu mir machte es ihm leicht, mir den Besitz aller Güter zuzuwenden. Ohne

Vorwissen irgend eines Andern außer mir, reisete er in das Innere von Frankreich ab, und meldete uns seinen Aufenthalt erst zugleich mit der Nachricht, daß der entscheidende Schritt bereits gethan sey.«

»Die Frage über die Beerbung der Güter schien meinen Verwandten nun erledigt. Aber aus den Gesprächen, die darüber jetzt häufig geführt wurden, vernahm ich nun erst, was man bis dahin mir als dem jüngeren Sohne zu sagen nicht für gut gefunden hatte. Ich empfand eine tiefe Beschämung, meinem Bruder an Liebe und Kraft nachstehen und durch sein Entbehren reich werden zu sollen. Es schien mir Frevel, als jüngerer Bruder mir das anzumaßen, was nach uralten Rechten dem älteren gehörte. Ohne zu bedenken, was ich that, ohne die Unlösbarkeit des priesterlichen Gelübdes bei den Katholiken zu

kennen, entfernte ich mich bald nach jener von meinem Bruder erhaltenen Nachricht ebenfalls. Ich schrieb unserm Oheim vom Elsaß aus, daß ich bis zum Tode meines Bruders unter keiner Bedingung die väterlichen Güter antreten und auch nie mich vermählen würde, bevor sein Recht anerkannt und ihm zugesprochen sey. Dann suchte ich meinen Bruder in der französischen Hauptstadt auf, um noch einmal alle Beredtsamkeit, die mir zu Gebote stand, aufzubieten, daß er seine Confession verändern oder wenigstens die väterlichen Güter in Anspruch nehmen solle. Es war aber alles vergeblich. Unsere Liebe zu einander erhielt durch den Wettstreit neue Nahrung; doch das einzige, worin wir übereinkamen, war, daß wir Beide die Güter nicht wollten.«

»Um nicht wider meinen Willen zu dem,

was ich für unrechtlich hielt, gezwungen zu werden, entschloß ich mich, ehelos zu bleiben und nach meines Vaters Beispiel in Kriegsdienste zu treten. In Frankreich hatte ich als Evangelischer wenig Aussichten; ich kehrte also nach Deutschland zurück. Über das Folgende kann ich kurz seyn. Was ich in vielfachen Verhältnissen war, wurde, that oder erfuhr, erzählt sich besser beiläufig bei gegebenem Anlasse. Mein Bruder bildete sich in Paris zum denkenden und gewandten Mann um. Wie vorauszusehen war, sprengte er die Bande, die seinen Geist zu eng umstrickten, und nun mochte es ihm an einer besseren Form fehlen. Indem er sich von dem Aberglauben loswand und dem Beispiel folgte, das so viele berühmte Männer an dem Orte seines Aufenthalts in gleicher Lage gaben, entfernte er sich gleich ihnen auch von

dem bessern Glauben, ja, ich kann es nicht läugnen, zuweilen auch von dem, was ein reines Gefühl allein für sittlich halten kann. Bei dem Allen blieb aus seiner Jugendzeit etwas zurück, das ihn vor dem gewöhnlichen eitlen Egoismus französischer Denker bewahrte. Seine Liebe gegen mich bewährte sich zu allen Zeiten. Gewiß war es ihm wohlthätig, daß die Zeitumstände ihn aus Frankreich entfernten. Er zog nun zu dem Oheim, der meine Erziehung geregelt hatte und mit dem ich noch in Briefwechsel stand. Sein Sinn stimmte jetzt weit besser mit dessen Ansichten, als der meinige je gethan hatte. Das Zusammenleben beider Männer befestigte jeden in seinen Überzeugungen; mein Bruder übernahm die Erziehung der Pflegebefohlenen des Oheims, und wer von Ihnen diese kennt, den Freiherrn Lothar mit

dessen Geschwistern, der wird finden, daß er bei seiner Behandlung sich durch die selbst gemachten Erfahrungen leiten ließ.«

»Es sind einige Jahre, seit wir wieder in größerer Nähe bei einander lebten. Ich vermag es nicht zu sagen, wie mir war, als ich den Bruder wiederfand. Zwar hatten wir von Zeit zu Zeit Briefe gewechselt und ich wußte, daß er längst nicht mehr strenger Katholik war, ja, daß ich es mit religiösen Dingen jetzt ernster nahm als er. Aber dabei war die alte Vorstellung von ihm noch lebhaft und unverändert in meinem Gedächtniß geblieben. Wie soll ich mein Erstaunen bezeichnen, da ich ihn ganz, wie er jetzt ist, vor mir sah? Bloß seine Liebe hatte nichts verloren und er suchte mich mit aller Kunst und Mühe zu einer Vermählung zu bewegen, welche unsern alten Streit über die Gü-

ter friedlich schlichten sollte, indem sie unser Beider Rechte vereinte. Es war dieses Mal nicht Eigensinn von meiner Seite, was den Plan vereitelte. Und so stehen wir noch gegenwärtig zu einander, höchst ungleich in unsern Ansichten und doch eng mit einander verbunden. Die Güter werden von treuen Verwaltern in Stand gehalten; aber keiner von uns Beiden wird sich zu mehr Einnahme verstehen, als dem jüngern Sohne zukommt, bis der Tod des Einen die Frage löset.«

Alle hatten die Erzählung mit großem Antheile gehört, und Junius erinnerte sich aus früheren Jahren sehr wohl, daß der seltene Wettstreit der Uneigennützigkeit in dem Vaterlande Aufsehen erregt habe. Er trug nach, was Coucy übergangen hatte, daß die von beiden Brüdern zurückgewiesenen Ein-

künfte, nach ihrer gemeinschaftlichen Abrede, jährlich zum bleibenden Besten der Gutszugehörigen und der ganzen Umgegend verwandt wurden.

Unsern Freund Meister hatte besonders das, was er vom Abbé erfuhr, angezogen. »Ich bin Ihnen für diese Mittheilungen Dank schuldig,« sagte er nachher zu Coucy. »Bis hierhin war mir der Charakter Ihres Bruders ein Räthsel, das hinter sieben Schleiern ruhte, und weil ich mich über ihn beklagen zu dürfen glaubte, so war ich ungerecht gegen ihn. Jetzt finde ich es bestätigt, daß man jeden Menschen aus dem Gange seiner Erziehung am besten begreift. Ja, ich gestehe, es thut mir wohl, daß auch in demjenigen Gemüthe einst Irrthümer und Spaltungen sich fanden, das ich bisher für das besonnenste und kälteste hielt, welches

mir je vorgekommen. Eben das söhnt mich mit ihm aus. Ich vergesse seine wunderlichen Erziehungsmaximen, nach welchen er Lothar und Friedrich gewiß nicht zu ihrem Vortheil leitete; denn nach seinen Erfahrungen mußte er alles zwingende Eingreifen hassen.«

»Mein Bruder,« antwortete Coucy, »erzog nach seinen einseitigen Erfahrungen und nach Religionsansichten, die vom Volke nicht anerkannt sind, noch je anerkannt werden können, und Beides ist gleich gefährlich. Übrigens ist die regellose Sinnlichkeit, die Lothar's wie Friedrich's ursprünglich gute Natur zur vollen Unbedeutenheit herabzieht, nicht sowohl Folge seiner Behandlung, als ihres Zusammenlebens mit Jarno. Sie werden so billig seyn, meinen Bruder nie mit diesem Manne in Vergleich zu stellen. Was

Jener war, ist dieser nie gewesen und wird auch nie werden, was mein Bruder noch immer ist. Gebe der Himmel, daß er für immer aus dem Kreise ausgetreten sey, auf den er nur nachtheilig wirkte; denn er gehört, ähnlich der Baronesse und nur noch in höherem Grade wie diese, zu den Menschen, deren mißgeschaffenem Gefühle nur im Unheiligen wohl ist.«

Dreizehntes Capitel.

Das Verhältniß, in welchem nach Coucy's Erzählung die beiden Brüder erschienen, gab den jüngern Freunden reichen Stoff zu Betrachtungen. Sie stimmten darin überein, daß Beide mit einem ausgezeichneten Geiste begabt und wie zum Herrschen über ihre Umgebungen berufen seyen, und daß gerade hierin der Schlüssel liegen müsse, weshalb sie, sonst so ungleich auf so ausgezeichnete Weise an einander fest hielten. Ludolf kannte den Abbé nur aus den von Wilhelm mitge-

theilten Heften, und wollte in seinem Benehmen doch etwas Jesuitisches finden; aber Wilhelm lehnte sich dagegen auf. »Ich muß freilich gestehen,« sagte er, »daß die Art, wie er mich behandelte und täuschte, mir noch immer eines geraden Mannes unwürdig erscheint. Bei aller Unklarheit, die einem hellen Geiste damals an mir widerwärtig seyn mußte, hätte ich doch, wie mir scheint, erwarten dürfen, daß er mich einem Lothar, Jarno oder Friedrich gleich setze und seiner eigenen Erfahrungen dabei gedenken werde. Aber wenn ich nur seine Bruderliebe bedenke und daß es ihm möglich war, bei seinen andern verunglückten Versuchen, doch eine Natalie zu bilden, so kann ich ihm den Sinn für das wahrhaft Schöne und Gute nicht absprechen und nehme gern an, daß er besondere Gründe hatte, weshalb er eben

mich mit einem Mangel an Achtung, mit einer Ironie behandelte, die von seinen Untergeordneten nur schroffer wiederholt wurde. Ich bin entschlossen, der Gelegenheit nicht auszuweichen, um diesem Geheimniß seiner Gründe auf die Spur zu kommen.«

»Wohl,« sagte Ludolf; »es wundert mich nur, warum Du den Versuch nicht schon früher gemacht hast; er liegt doch so nahe.«

»Außer dem Zutrauen zu mir selbst,« sagte Meister, »fehlte mir auch das Zutrauen zu ihm, und wie hätte ich also darauf fallen können, mich ihm zu nähern? Erst seit ich weiß, daß er auch Lehrjahre machte und darin nicht besser bestand als ich, fühle ich mich weniger durch die Erinnerung meiner ihm bekannten Schwäche gehindert. Bis hierher war der Mann selbst mir ein Räthsel und

kein angenehmes, und eben darum strebte ich ihm entgegen. Jetzt ist er mir selbst klarer geworden und das Räthselhafte bleibt nur noch in seinem, seinen eigenen sonstigen Grundsätzen widerstreitenden Benehmen gegen mich zurück. Er, der bei Erziehung und Schicksal Jeden sich selbst überlassen will, muß besonderen Anlaß gehabt haben, weshalb er sich in die Lenkung meines Schicksals so anscheinend unberufen einmischte. Als Vertrauter seines Bruders hoffe ich schon, ihn zu einem größeren Maße von Offenheit zu zwingen und das ist mir Bedürfniß, um mich mit meiner eigenen Vergangenheit zu verständigen.«

Ludolf billigte das ganz, ja, er erklärte es beinah für nothwendig. »Es kommt mir fast vor,« sagte er, »als ob der Abbé Natalien zu seinem Liebling erkoren habe, sein

ganzes Benehmen gegen Dich daraus erklärt werden müsse, daß er sie Dir nicht gönne. Da nun Deine eigene Überzeugung sich ebenfalls umgestellt hat, so ist immer zu versuchen, was eine Verständigung für Folgen haben werde.«

»Deine Vermuthung wegen des Abbé's,« sagte Wilhelm, »möchte wohl zutreffen; wenigstens scheint manches zu beweisen, daß, so wenig er, als irgend einer der nächsten Verwandten meine Verbindung mit Natalien wünscht. Aber was anders, als Nataliens Liebe zu mir konnte sie dann zur Einwilligung bestimmen? Und diese vorausgesetzt, sollte ich etwa mit dem Abbé darüber Rath pflegen, wie mein frei gegebenes Wort zu umgehen sey?«

»Nun still nur,« versetzte Ludolf; »über den Punkt kennen wir uns schon, und was

Nataliens Liebe betrifft, so haben wir auch darüber schon gesprochen und Dein eigenes Gefühl stimmt mir bei.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: »es ist in alle dem, was das letzte Heft Deiner Lehrjahre erzählt, so viel Widersprechendes und Räthselhaftes, daß man es ohne Talisman nicht aus einander wirrt. Der Abbé scheint mir von allen damals handelnden Personen der Einzige, der eigentlich wußte, was er wollte, und es ist Recht, daß der Priester ein Mal selbst beichte.«

»Ich werde ihn sehr wahrscheinlich bald wieder sprechen,« antwortete Meister und erzählte dem Freunde nun, daß er in Coucy's Auftrag vermuthlich bald nach dem Elsaß reisen werde, wobei eine vorläufige Rücksprache mit dem Abbé sich natürlich empfehle.

Sie wurden von einem Diener unter-

brochen, der die Ankunft des Anselmus meldete. »Der muß etwas abhaben,« sagte Ludolf schnell, »für die Art, wie er Dir und früher auch mir mitgespielt hat. Das wird uns zugleich aus dem zu großen Ernste wieder heraushelfen. Siehe da, unser Publikus!« rief er dem Eintretenden entgegen. »Wir haben Sie ja lange nicht gesehen?« Er erzählte hierauf sogleich, daß er und Junius sich noch immer darüber stritten, ob der Bergrath mit größerem Rechte Publikus oder Publikum zu nennen sey. »Ich,« sagte er, »behauptete das erstere, weil kein Geheimniß bei ihm aufgehoben und er der gerade Gegensatz eines Secretairs ist. Junius aber wollte ihn Publikum genannt wissen; denn sein Charakter sey mit dem dieses seltsamen Wesens ganz und gar derselbe und zudem geschlechtlos.«

»Wirklich,« versetzte Meister lachend, »eine interessante Streitfrage. Wenn sich ein Volk mit einem Einzelnen vergleichen ließe, so wäre der Name Publikum wohl vorzuziehen. Herr Anselmus hat es mit unsern deutschen Landsleuten gemein, daß er für alles Neue Begeisterung fühlt, nur aber immer damit zu kurz kommt.«

Der Angegriffene war weit entfernt, über diese Neckereien böse zu werden. Er hörte mit seinem eigenthümlichen düstern Lächeln zu und da Ludolf noch damit fortfuhr, sagte er bloß, indem er auf diesen hindeutete, zu Wilhelm: »Hüten Sie sich vor dem Menschen, er ist nicht zu retten.«

»Doch,« sagte Ludolf. »Wenn Sie ein Bergamt für mich hätten, wer weiß, was am Ende möglich wäre?«

»Nein,« versetzte Jener, »Sie sind zu

allen ernsten Sachen verdorben; Ihnen kann man nichts anvertrauen. Sie sehen die Welt nur als eine große Bilderkammer, die portraitirt werden soll. Wo ist Coucy?«

»Ei,« sagte Ludolf, »der ist weit weg. Bleiben Sie hier, wir wollen mit einander streiten. Wenn's möglich ist, so retten Sie uns Beide. Es wäre schön, wenn wir über eine halbe Stunde so recht enthusiasmirte Bergmänner wären.«

»Was kann das Spotten helfen?« versetzte Anselmus. »Es wird nicht Jedem so gut, wie Ihnen, daß er nur für eine einzelne Fertigkeit Sinn hat und immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Sie konnten einmal nur ein Maler werden, und Ihre Anlage ließ sich auch nicht unrecht deuten. Sobald Jemand sein rechtes Element hat, mag er darin bleiben. Wenn aber Andere,

die das Beste suchen, länger am Suchen verharren als Sie, wie kann es Ihnen einfallen, die nach sich zu messen? Malen Sie getrost bis an's Ende, aber verführen Sie mir den Meister nicht. Er ist zu etwas Besserem berufen, als Larven auf die Leinwand zu tragen.«

»Nun muß ich Sie Publikum nennen,« rief Ludolf mit angenommener Hitze. »Haben Sie es denn ganz und gar vergessen, wie Sie täglich bei mir standen, Farben rieben und bald hier bald dort ein Gesicht wollten gesehen haben, das des Malens, der Ewigkeit im Ausdruck des Augenblicks, wie Sie pomphaft sagten, werth seyn sollte? Wie manche krumme Eiche haben Sie im Walde aufgesucht, um mich nachher zu dem malerischen Baume zu zerren, und hatten keine Ruhe, bis ich Ihnen den Willen that?

Haben Sie das denn ganz vergessen?« — »Sie haben mich durch Schaden klug gemacht,« behauptete Jener. »Wie ich Sie so eingenommen sah von Ihrem Treiben, da konnte ich nicht anders glauben, als darin müsse das eigentliche Glück liegen. Mit der Zeit fand ich freilich, daß der Genuß bald zu Ende ging, und daß eine wunderliche Natur dazu gehört, um ihn immer von neuem wieder vorzunehmen.«

»Es wäre aber möglich,« meinte Wilhelm, »daß sich eine solche Täuschung, wie Sie von sich bekennen, endlos wiederholte, und daß Sie auf diese Weise immer neue Liebhabereien ergriffen, ohne sich je zu entscheiden.«

»Freilich,« versicherte Ludolf. »Das ist's eben, was er selbst sagt, daß er von dem Wahne nicht loskommen kann, als ob

das Glück in der äußeren Beschäftigung und nicht in uns selbst wurzle. Sagte er's nicht ehrlich, daß er gemeint habe, in meinem Treiben, wie er's poetisch nennt, liege das Glück? Mein Treiben gönne ich aller Welt und kann ich Jedem, der Lust hat, als ein Original zum Copiren überlassen. Mein Sinn aber, mein Auge, mein Wesen, das bleibt mir.«

»Wie hochmüthig!« sagte Anselmus. »Damals meinten Sie ja selbst, ich hätte Ihren Sinn.«

»Das hat Meister vor Kurzem auch geglaubt,« erwiederte Ludolf. »Kennen Sie das Mährchen vom Rübezahl, wie er einige Rüben zum Dienste seiner einsamen Geliebten in deren Gespielen verwandelte? Da sahen sie den Originalen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Aber die Rübennatur schielte

doch in acht Tagen durch die Runzeln.« — »Ist wohl ein Menschenkind hoffährtiger, als die Künstler?« fragte Anselm unsern Freund. »Wir Alle haben nur Rübennaturen, Sie hören es selbst. Es ist gut, daß er nicht der Rübezahl ist, sonst verwandelte er uns der Abwechselung wegen einmal in Rüben, um uns zu zählen.«

»Nicht doch,« sagte Ludolf. »Ich verwandelte Sie in Stein, um Ihnen vorerst Kälte, Ruhe und Dauer zu geben, und diese mineralische Natur müßten Sie dann bei der Rückverwandlung beibehalten.«

»Den Einfall haben Sie von Junius geborgt,« versetzte Anselmus. »Er klingt wie die lebendige Physik.«

»Was kümmert Sie das?« sagte Ludolf. »Junius und ich führen eine Kasse. Aber in der Hauptsache habe ich doch Recht.

Sie haben wohl Eifer, aber keine Stätigkeit, keine durchdringende Besonnenheit, kein Gleichgewicht, kurz, keine Begeisterung.«

»Nun sage ich nicht mehr, daß Sie geborgt haben,« fiel Jener ein. »Denn das ist Ihr eigenes Pferd, auf dem Sie reiten. Ich will wetten,« wandte er sich gegen Meister, »Sie haben die Theorie von der Begeisterung auch schon mit ihm durchmachen müssen.«

Wilhelm lächelte. »Ich will's Ihnen aber beweisen,« rief Ludolf, »weil Sie doch eben einmal das Gründliche haben. Allerdings sieht Ihr Eifer wie Begeisterung aus. Sie reden über das, was sie gerade beschäftigt, mit Wärme, wenn auch eben nicht mit Einsicht. Man denkt, es wird sich geben, er wird in das Verständniß hineinkommen, seine Gefühle und Phrasen werden Überzeu-

gung werden. Ist aber das Fieber vorüber, so bleibt keine Spur irgend eines Vorschrittes, so kehrt unter allen möglichen Betrachtungsweisen des kaum noch vergötterten Gegenstandes die am meisten prosaische wieder zurück. Kaum hörte die Malerei auf, Ihnen das Höchste zu seyn, so wurde sie Ihnen nicht etwa das Zweite, sondern etwas ganz Werthloses, Mechanisches, Beschränktes. Ihre Wärme ist wie ein türkischer Vezier, der eine Weile den Großherrn selbst beherrscht, aber mit seinem Sturze sich auch sogleich in den Haufen verliert.«

Anselm hörte Alles mit Geduld an. »Sie mögen zum Theil Recht haben,« sagte er, »aber Sie werden mich bald anders finden.«

»Daran zweifle ich so wenig,« versi-

cherte Ludolf, »daß ich vielmehr glaube, wir werden Sie nur zu oft anders finden.«

Junius und Coucy kamen hinzu. Anselm verklagte beide junge Männer jetzt gemeinschaftlich. »Sie sind Beide schlechte Mentore,« sagte er. »Sie müssen Ihre jungen Freunde kürzer halten. Man hat ja wirklich Noth, wenn man unter sie geräth.«

Junius lachte. Coucy antwortete: »Sie werden überall, wo Sie sich zeigen, als ein Ausreißer behandelt. Wenn Sie zu Ludolf kommen, so wird Ihnen Ihre Abtrünnigkeit von der Malerei vorgelesen und gegen Meister haben Sie's auf andere Weise versehen.«

»Wehren Sie sich,« sagte Junius.

»Mir liegt jetzt nichts daran,« versetzte Anselmus. »Ich kam eigentlich nur, um Sie und Coucy zu sprechen, hierher. Sie

könnten mir vielleicht einige nützliche chemische Schriften oder Operationen nachweisen. Und Ihnen, Coucy, wollte ich erzählen, daß die Sache den besten Fortgang hat. Die Familien sind bereit. Vom Baron hab' ich Antwort. Es scheint, als ob wir nun daran denken könnten, aufzubrechen.«

»Das sollen Sie nachher über Tische erzählen,« sagte Ludolf. »Jetzt ist es Zeit zu ernsthafteren Reden. Sie sind angegriffen. Nun halten Sie Stand und fechten sich ehrlich mit uns herum.«

»Wunderlich,« entgegnete Anselm. »Geschäftssachen weisen Sie an den Tisch und die leeren Wortgefechte, zu denen immer noch Zeit ist, sollen als das Ernsthaftere vorgehen. Das kann nur einem Menschen, wie Ihnen, einfallen, der von eigentlichen Geschäften gar keinen Begriff hat.«

»Nicht mir, sondern Ihnen,« entgegnete Ludolf. »Ihre Erzählungen sind für vier Fünftel von uns gar keine Geschäftssachen, sondern bloß für Sie und darum ist's genug, daß man Ihnen den Tisch dafür einräumt.«

»Machen Sie mich nicht böse,« sagte Anselm. »Ich könnte Ihnen noch behülflich seyn, um auch zu dem Baron zu kommen, wo Sie gewiß weit mehr Genuß und Arbeit finden, wie hier.«

»Das ist edelmüthig,« sagte Ludolf. »Und nun will ich auch mit dem Essen eilen, damit Sie bald Ihren Willen haben.«

Über Tische kam Anselmus dazu, seine Mittheilungen in Ruhe und Zusammenhang geben zu können. Ungeachtet Niemand daran glaubte, daß er der mit Leidenschaft ergriffenen Beschäftigung treu bleiben werde,

so mußte man doch anerkennen, daß er zur Ausführung des entworfenen Planes mit rastloser Thätigkeit schon wesentlich beigetragen habe. Nur sah er den Erfolg des Unternehmens in einer solchen unklaren Vergrößerung, daß eben die langsamer und geiziger lohnende Wirklichkeit ihn für die Zukunft wieder umstimmen mußte. Der Gedanke, daß die Fabriken des Grafen mit den Bergwerken des Barons ein Ganzes bilden müßten, war ihm so gewiß, das dadurch herbeigeführte Aufblühen des Wohlstandes so nahe, der Fortschritt des Unternehmens dünkte ihn so gewaltig, daß er gestand, wie er kein glücklicheres Loos kenne, als im Schooße einer auch durch ihn gesegneten Gegend sein Alter zu verleben. Nichts beunruhigte ihn dabei weniger, als die Fahrlässigkeit des Barons und seine Liebhaberei

für die Ritterzeit. Er hielt sich gewiß, daß er die eine wie die andere überwinden und den Gutsherrn bald dahin bringen werde, sein altes Schloß gleichmüthig stürzen zu sehen, wenn etwa die Gänge unter dem Mauerwerke hingeführt werden müßten. Und wirklich, wenn es ihm gelang, den Baron auch nur die Hälfte von dem glauben zu machen, was er selbst glaubte, so konnte man seine Erwartung billigen.

»Es ist löblich,« sagte Junius scherzend, »daß Sie die Gegend so schnell emporbringen. Man wird gut thun, sich in Ihrem kleinen England zeitig anzukaufen, ehe der Raum fehlt.«

»Sie sind willkommen,« versetzte Anselm, »denn wir können Sie gebrauchen. Aber der Ludolf müßte erst Probezeit halten, ehe er kommen dürfte.«

»Ich schweige,« sagte Ludolf, »und es soll mich auch kein Anderer vertheidigen, denn ich bin in der Pönitenz.«

»Wie so?« fragte Meister, »worin hast Du Dich denn vergangen?«

»Ich hab's noch nicht,« antwortete jener; »aber ich habe mir vorgenommen, mich an dem Anselmus zu vergehen und nun will ich, damit heut Abend kein Rest ist, auf gut päpstlich voraus Pönitenz thun.«

Anselm lachte mit den Andern und behauptete, daß zuerst alte Schuld gelöscht werden müsse.

»Es scheint,« sagte Meister, »als ob Ihr Beide über Eure anzüglichen Redensarten Buch führtet, nur daß Credit und Debet etwas in der Wirre sind.«

»Freilich,« versicherte Anselm. »Aber Ihr Vergleich bringt mir's in Gedanken,

daß Sie von Haus aus Kaufmann waren. Freund, Sie könnten unserer Niederlassung die rechte Rundung geben, wenn Sie die ehemalige Beschäftigung wieder aufnähmen. Denn Manufakturen und Fabriken können beide der Vermittelung des Handels nicht entbehren.«

»Der Anselm ist heute ganz allerliebst!« rief Ludolf. »Erst die Dekorationsmalerei zu Coucy's Entwurfe war ein wahrhaftes Muster der schnellen und glänzenden Arbeit. Und nun die Beförderungen auf die Art, als wenn man eine Kuh bei dem Schwanze aus dem Stalle zieht, die übertreffen an Liberalität alles.«

»Nun,« sagte Anselm gelassen, »ein Kaufmann im Großen wiegt doch wahrhaftig wohl einen Dichter auf.«

»Nach Nürnberger Fleischergewicht überwiegt er ihn,« sagte Ludolf.

»Macht's Andern weiß, daß Ihr Pönitenz thut,« rief Anselmus. »Ihr haltet ja nicht einmal das Wort, daß Ihr mich über Tische wolltet zufrieden lassen.«

»Es ist wahr,« antwortete Ludolf, »darum will ich auch lieber vom Tische aufstehen.« Er ging hinaus, um die Pferde aufzäumen zu lassen. Denn nach seinem Vorschlage mußte man den Nachmittag bei dem hellen Wetter im Freien zubringen.

»Sie müssen fürwahr den Ludolf kürzer halten,« sagte Anselm zu Junius, als Jener kaum die Thür hinter sich hatte. »Es ist Schade, daß er seine guten Anlagen so vergeudet.«

»Nun,« versetzte dieser, »vor nicht gar zu langer Zeit meinten Sie ja, Ludolf müsse

mich mehr aufregen. Denn es sey Schade, daß ich in den trockenen Studien ein so langweiliges Leben führe.«

»Ja damals,« sagte Anselm, »da hatte er mich geblendet mit seinem Wesen.«

»Schelten wir unsern Ludolf nicht,« sagte Coucy. »Wenn irgend Jemand ein in sich zusammengehaltenes und doch freies Wesen hat, so gewiß er. Und das ist für einen Künstler das Unentbehrlichste. Seine Scherze werden Sie ihm am allerleichtesten nachsehen können, denn ich glaube, daß Sie am meisten mit ihm zu streiten haben.«

Indem Ludolf zurückkam, sagte er's dem Anselm auf den Kopf zu, daß er wider ihn gesprochen und die Andern aufgefodert habe, ihn zu bessern. »Nicht, als ob ich gehorcht hätte,« sagte er, »aber ich kenne seine Weise. Und damit,« behauptete er, »ist meine vor-

läufige Pönitenz vollständig. Nun, Bergrath, hütet Euch, nun kommen meine Sünden.«

Er meinte es indeß nicht so übel. Während des übrigen Tages ließ er von dem geschäftseifrigen Anselmus ab und hielt sich an unsern Freund. Jener begleitete die älteren Beiden Abends nach ihrer Wohnung und die Jüngern kehrten von dem Vergnügungsritte allein zurück.

Wilhelm konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß Anselmus sich Ludolfs Neckereien so gefallen lasse. Ludolf meinte, wie der wunderliche Mensch der Nachsicht bedürfe, so müsse er sie auch geben. Es sey jedoch löblich, daß er sie willig gebe, ohne darüber zu rechnen. Über die falsche Empfindlichkeit sey er weit hinaus und im Grunde seines Wesens von zuverlässigem Wohlmeinen.

»Man kann sich's nicht anders denken,« sagte Wilhelm, »und doch würde ich nicht gewagt haben, so auf ihn einzufallen, wie Du.«

»Wir kennen uns länger,« versetzte Ludolf. »Und soll ich's sagen, es hätte aus Deinem Munde auch anders gelautet. So wie Du Alles ernster nimmst, so erscheint auch alles, was Du gibst, ernster. Wer volle Redefreiheit haben will, der muß jeden Gedanken immer frisch, wie er entsteht, über die Lippen schaffen. Mit jeder Minute, die er liegen bleibt, wird er fühlbar schwerer, und auch der Blöde unterscheidet es leicht, ob ein Einfall das Kind des Augenblicks, oder ob er vorher besichtigt ist. Und billig nimmt man jenen anders auf, als diesen.«

Ende des vierten Buches.

Von dem Verfasser der „Wanderjahre Wilhelm Meisters“ sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Natur des Menschen und seines Erkenntnißvermögens. Leipzig, Reclam. 1817.

Poesie der Jugend. Zweite Auflage. Berlin, Reimer. 1823.

Die Perlenschnur. (Erzählungen und Aufsätze.) 2 Theile. Quedlinburg, Basse. 1820.

Historisch = kritische Untersuchung der biblischen Urgeschichte. Halle, Gruner. 1821.

Wilhelm Meisters Tagebuch. 2 Bände. 2te Auflage. Leipzig, Fr. Fleischer.

Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes, eine Charakteristik. Zweite Auflage der Gedanken v. Fr. Gräfin. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1825.

Kritik der Schulen und der pädagogischen Ultra's unserer Zeit. Bremen, Heyse. 1824.

Grundzüge des Christenthums. Dritte Auflage. Hamburg, Campe. 1826.

Palmenzweige. Berlin, Reimer. 1824.

Die Wiederherstellung des ächten Protestantismus, oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchenverfassung. Hamburg, Campe. 1827.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm, 1793-1834

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Bd.: 4.

Quedlinburg [u.a.] (1827)

P.o.germ. 1106 q-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116538-3